

# ◀◀ KULTURPOLITISCHE KORRESPONDENZ

BERICHTE MEINUNGEN DOKUMENTE



## INHALT

*Klaus Weigelt*

### **Dasein und da sein**

Die KK feiert 50 Jahre ihres Erscheinens

3

### **Geschichte ist nicht vernünftig**

Papier des deutsch-polnischen Gesprächskreises  
„Kopernikus-Gruppe“

6

*Wolf Oschlies*

### **Verheerende Zuversicht**

Die tschechoslowakische „Maginot-Linie“

9

*Martin Sprungala*

### **Napoleons Pfälzer in Glogau**

Eine Grabplatte erinnert an die Franzosenzeit

11

### **Direktor kommt von direkt**

Lothar Hyss leitet das Westpreußische Landesmuseum Warendorf

13

*Dieter Göllner*

### **Vom Riesen- ins Siebengebirge**

Sommerfest im Haus Schlesien Königswinter

15

### **Das Echo der Urkatastrophe des 20. Jahrhunderts**

Tagungs-Trilogie der Kulturstiftung der deutschen Vertriebenen

17

## BÜCHER MEDIEN VERANSTALTUNGEN

Wagner: Poetologik (*Georg Aescht*)

19

500 Jahre Reinheitsgebot (*M. Fritsche*)

20

Theising: Bischof (*Hans-Ludwig Abmeier*)

21

Jüdisches Leben an der Oder

23

## LITERATUR UND KUNST

*Peter Schabe*

### **Schutzengel mit Kelle, Beil und Pinsel**

Projekte der Deutsch-Polnischen Stiftung  
Kulturpflege und Denkmalschutz

24

*Markus Bauer*

### **Drei Generationen aus zwei Nationen**

Rohrer Sommer der Ackermann-Gemeinde

29

### **Wie weit ist es bis nach Ostpreußen?**

Im erneuerten Lüneburger Museum liegt es nahe

30

## KK-NOTIZBUCH

31



*Unter anderem mit dieser silbernen Kanne aus dem 16. Jahrhundert verdeutlichte das Ostpreußische Landesmuseum (vgl. S. 30) in seiner Ausstellung über Kommunikation und Mobilität im Hanseraum sein Bestreben zur grenzüberschreitenden Kulturarbeit. Jetzt können die Museumsleute nicht nur auf die Arbeit, sondern auch auf sich selbst anstoßen*

Bild: Deutsches Kulturforum  
östliches Europa

## Dasein und da sein

Die „Kulturpolitische Korrespondenz“ ist da und feiert 50 Jahre ihres Erscheinens, gemessen eher denn angemessen

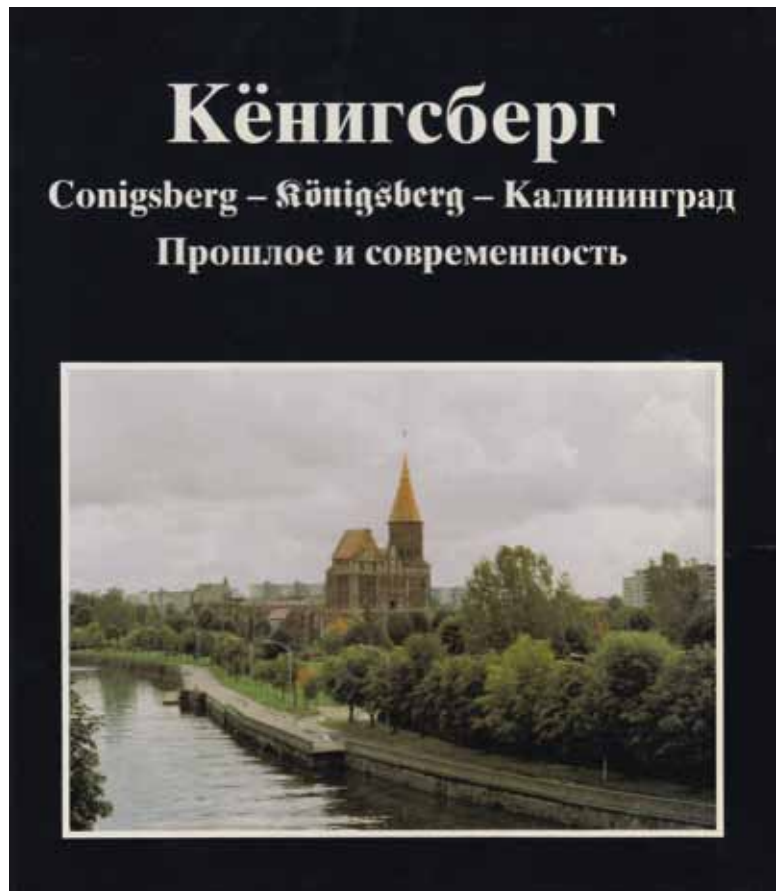
Am 1. Oktober 1968, vor 50 Jahren also, erschien mit der ersten Ausgabe der Zeitschrift „Kulturpolitische Korrespondenz“ (KK) das einzige Periodikum in Deutschland, das seitdem in steter Folge seine Leser über Geschichte und Kultur Ostdeutschlands und die deutsche Kultur im und aus dem östlichen Europa unterrichtet. Der überregionale, europäische Ansatz zeichnet die KK von Anbeginn aus und ist bis heute ihr Alleinstellungsmerkmal in der kulturpolitischen Berichterstattung aus deutscher Perspektive mit Blick in das östliche Europa.

Zu den Aufgaben des OKR gehörte es immer, den vielen Persönlichkeiten ein dankbares und ehrendes Andenken zu bewahren und ihr Wirken für die ostdeutsche Kultur und Geschichte in der Erinnerung zu halten, die in jahre-, teilweise jahrzehntelangem Einsatz ihre Lebenszeit im Rahmen des OKR dem gemeinsamen Anliegen der ostdeutschen Kultur, des Friedens und der Völkerverständigung gewidmet haben.

Der erste Chefredakteur Peter Nasarski (1914–2001) betreute die KK von 1968 bis zur Ausgabe 399 vom 25. Februar 1980.

*Der schwarze Rahmen ist Umschlagdesign der achtziger Jahre und sollte nicht fatalistisch gedeutet werden. Noch in den Neunzigern schwang sich der OKR zur Übersetzung des Königsberg-Bandes seiner Städtebuchreihe auf, den KK-Chefredakteur Gerhard von Glinski mitgestaltet hatte. Man meinte nach dem Gebot der Stunde zu handeln, jedoch ward „umgeboden“*

Bilder: Stiftung Deutsche Kultur im östlichen Europa – OKR





*Tausenfältige ostdeutsche Kultur auf die tausendste Nummer gebracht in der Hoffnung auf die zweitausendste*

Die von ihm gelegten Grundlagen und Maßstäbe wirken in Vielem noch bis heute. Es folgte Gerhard von Glinski, geboren 1936 in Königsberg, der die Ausgaben 400 bis 500, vom 10. März 1980 bis zum 25. Januar 1983, verantwortete, worauf er zuerst zur „Welt“ und dann als stellvertretender Chefredakteur zum „Rheinischen Merkur“ ging. Ihm verdanken wir ein schönes Buch über Königsberg, das er 1990 gemeinsam mit Peter Wörster in der Städtebuchreihe des OKR herausgab.

Über anderthalb Jahrzehnte, vom 5. Februar 1983 bis zum 26. Juni 2000, war Jörg Bernhard Bilke für die Ausgaben 501 bis 1115 zuständig. Als Opfer des Stasi-Systems der DDR (Gefängnishaft 1961 bis 1964) und Spezialist für DDR-Literatur wurde Bilke zum viel gefragten Experten in allen Fragen der ostdeutschen Kultur und Geschichte und dokumentierte seine spe-

zielle Kompetenz unter anderem in einem KK-Sonderdienst zur Literatur der DDR. In seiner Zeit kümmerten sich Franz Heinz (bis zur Ausgabe 757), Axel Dornemann (bis zur Nummer 783) und Georg Aesch (ab Nummer 801) um den Redaktionsteil „Literatur und Kunst“.

1984 wurde der „Kommentar zu Zeitgeschehen“ eingeführt, die Rubrik „Buchbesprechungen“ und Kritiken von Rundfunk- und Fernsehsendungen. Es gab laufende Reihen wie „Ostdeutsche Oberbürgermeister“ und „Häuser des Deutschen Ostens“. Zuvor hatte es die Serie über Vertriebensiedlungen gegeben. Seit 1984 erschienen die Sonderdienste: „Widerstand in Ostdeutschland (1933–1945)“, „Flucht und Vertreibung als literarisches Thema“ (1985), „Gerhart Hauptmann 1862–1946“ (1986), „Berlin und Ostdeutschland. Historische und kulturelle Beziehungen“ (1987), „Geschichte im Widerstreit. Die beiden historischen Museen in Bonn und Berlin“ (1988), „Ostdeutsche Kultur. Vierzig Jahre Bewahrung und Behauptung“ (1990) und „Zur Geschichte der deutschen Juden. Ostdeutschland – Böhmen – Bukowina“ (1993).

Im Jubiläumsheft zum 40jährigen Bestehen des Ostdeutschen Kulturrates 1990 unter dem Titel „Identität und Kontinuität“ gab Chefredakteur Bilke nach 750 Ausgaben der KK folgende Bewertung ab: „Die ostdeutsche Kulturarbeit und ihr wichtigstes Organ, die Kulturpolitische Korrespondenz, werden auch im letzten Jahrzehnt dieses Jahrhunderts fortgeführt werden müssen, schon allein deshalb, weil das Bewusstsein von deutscher Kultur unvollständig wäre ohne die ostdeutsche Komponente. Geographisch und historisch ist dabei ein riesiges Areal abzudecken, das von den deutschen Sprachinseln in Jugoslawien und der Slowakei über das Banat und Siebenbürgen, die deutschen Ostprovinzen eingeschlossen, bis nach Estland reicht; heute gibt es deutsche Kultur sogar in

den mittelasiatischen Sowjetrepubliken wie Kasachstan. Bei der Fülle des zu Bewältigenden könnte die Kulturpolitische Korrespondenz jede Woche erscheinen, was aus vielerlei Gründen nicht möglich ist. Aber wir können mit unseren schwachen Kräften dafür sorgen, dass die ‚Kultur Ostdeutschlands, die immer nur ein Teil der ganzen, reich gefächerten deutschen Kultur sein kann‘ (Herbert Hupka, 1983), im Bewusstsein der Nachkriegsdeutschen in einem wiedervereinigten Vaterland erhalten bleibt.“

Seitdem sind fast dreißig Jahre vergangen, aber das damals Gesagte hat seine bleibende Richtigkeit: Unsere schwachen Kräfte sind noch schwächer geworden,



*Man gönnte sich auch die Allegorie, doch ging es stets um die Realität*

*Klaus Weigelt (KK)*

**Zum Fortbestand der KK halten wir Sie auf dem Laufenden. Jetzt schon willkommen sind uns Zuschriften über Ihr Verhältnis zu unserer Publikation, die wir in einer Jubiläumsnummer 1400 bringen möchten.**

und wieder steht die KK in einer Situation, in der es um Sein oder Nichtsein geht, wie im Jahr 2000, um die Fortsetzung ihrer dringend notwendigen Existenz oder die Einstellung ihres Erscheinens aus finanziellen Gründen.

Seit dem 20. Juli 2000 (Ausgabe 1116) bis heute ist Georg Aesch, zunächst zuständig für „Literatur und Kunst“, dann als verantwortlicher Redakteur, später auf Betreiben des damaligen Präsidenten Herbert Hupka als Chefredakteur für die KK zuständig, inzwischen auch als Geschäftsführer des OKR. In den letzten Jahrzehnten ist, aufgrund der seit 2000 fehlenden institutionellen Förderung des OKR durch die öffentliche Hand, die „Kulturpolitische Korrespondenz“ zum einzigen und letzten Anker für die ostdeutsche Kultur geworden, die von der Stiftung deutsche Kultur im östlichen Europa – OKR betreut wird. Die von Georg Aesch in diesen Jahrzehnten geleistete Arbeit ist nicht nur äußerst verdienstvoll, sondern in ihrer Langzeitwirkung unschätzbar. Das wurde auf der letzten Sitzung des OKR-Kuratoriums im April 2018 von allen Teilnehmern festgestellt und gewürdigt.

Die Leitung des OKR, in der Jörg Bernhard Bilke und Georg Aesch seit 2017 als Beiräte mitwirken, führt jetzt, gemeinsam mit der Bundesbeauftragten für Kultur und Medien und dem Deutschen Kulturforum östliches Europa in Potsdam, Gespräche darüber, wie die Zukunft der KK ab 2019 neu gestaltet werden kann. Wir sind hoffnungsvoll und zuversichtlich, dass sich der in einem halben Jahrhundert begründeten historischen Tradition kultureller Berichterstattung ostdeutscher und osteuropäischer Observanz eine fruchtbare und dauerhafte neue Perspektive öffnet.

## Geschichte ist nicht vernünftig

Der Mensch muss es sein: Der deutsch-polnische Gesprächskreis „Kopernikus-Gruppe“ formuliert gemeinsame Forderungen

*Das Arbeitspapier 30, „Deutschland und Polen – 100 Jahre nach 1918“, fasst die gemeinsamen Überlegungen des deutsch-polnische Gesprächskreises „Kopernikus-Gruppe“ zusammen, die sich unter der Leitung von Professor Dr. Dieter Bingen, Darmstadt, und Dr. Kazimierz Wóycicki, Warschau, traditionsgemäß getroffen hat. Informationen über den deutsch-polnischen Gesprächskreis und über seine Mitglieder: [www.deutsches-poleninstitut.de/politik/kopernikus-gruppe](http://www.deutsches-poleninstitut.de/politik/kopernikus-gruppe).*



*Ein Ort, an dem sich polnische und deutsche Erinnerungen an und Mythen von mittelalterlichen und neuzeitlichen Auseinandersetzungen ballen, einst deutsche nationalsozialistische, jetzt polnisch-nationale Gedenkstätte: Tannenberg*

*Bild: Die Politische Meinung 1/2014*

Der Erste Weltkrieg war ein sinnloses Massaker auf den Schlachtfeldern im Westen Europas, im östlichen Mitteleuropa brachte er indes nicht nur enormes Leid, sondern auch die Entstehung unabhängiger Staaten, von denen heute die meisten Mitglieder der Europäischen Union sind. Deshalb ist die kollektive Erinnerung an den Ersten Weltkrieg, in dem Polen in den Armeen der drei Teilungsmächte – das hieß auch: gegeneinander – kämpfen mussten, im Westen und Osten des Kontinents so unterschiedlich. Nur freie Gesellschaften können ein Projekt europäischer Integration verwirklichen, weshalb die Wurzeln der Europäischen Union auch in jener Epoche nach dem Ersten Weltkrieg zu suchen sind, obwohl seinerzeit nur Utopisten und Visionäre solche Pläne hegten.

Der Erinnerungsort „1918“ hat für Deutschland und für Polen eine ganz unterschiedliche Bedeutung. Für Polen ist es die Wiedererlangung der Unabhängigkeit nach dem langen 19. Jahrhundert, in dem die polnische Gesellschaft sie entbehren musste. Diese Situation hat die polnische Kultur, das Verständnis von Freiheit, Demokratie, Tradition und Moderne stark geprägt. Dieselben Begriffe waren in Deutschland im Laufe des 19. Jahrhunderts unter gänzlich anderen Bedingungen mit Inhalt gefüllt worden. Wenn wir uns tiefer verstehen wollen, müssen wir ein Verständnis dieser Ungleichzeitigkeit von Staat und Gesellschaft auf beiden Seiten entwickeln.

In den kollektiven Wahrnehmungen von Deutschen und Polen belastet die Geburts-

stunde der II. Republik Ende 1918 das Verhältnis zueinander aus unterschiedlichen Gründen bis heute. Im 19. Jahrhundert bis zum Ersten Weltkrieg war Preußen (ab 1871 das Deutsche Reich) eine der Teilmächte Polens. In der Endphase des Ersten Weltkrieges erhielt die Politik Deutschlands, das nach Verbündeten in dem nach Unabhängigkeit strebenden Polen suchte, gewisse versöhnliche Züge, doch erst die Niederlage Deutschlands (und damit die Niederlage aller drei Teilmächte Polens) ermöglichte es Polen, seine volle Unabhängigkeit wiederzuerlangen. Gleichzeitig jedoch weigerte sich die deutsche Nachkriegsdemokratie, den neu gegründeten polnischen Staat auf Dauer zu respektieren.

Von den Grenzkämpfen 1918–1921 über die Behandlung Polens durch die Weimarer Republik als „Saisonstaat“ bis hin zum deutsch-sowjetischen Überfall auf Polen 1939 und zu der völkermörderischen deutschen Besetzung Polens und der Flucht und Massenausiedlung der Deutschen aus den Polen 1945 zugesprochenen Gebieten herrschte das Prinzip des „Fatalismus der Feindschaft“ (Stanisław Stomma).

Dies war der Grund für die Angst vor den Deutschen und für die Tatsache, dass

sich in Polen negative Stereotypen des Deutschen verstärkten, was wiederum von den von Moskau abhängigen kommunistischen Machthabern zur Legalisierung ihrer Machtansprüche ausgenutzt wurde.

Es bedurfte großer Anstrengungen, um in Polen eine Atmosphäre zu schaffen, die dem Dialog mit Deutschland förderlich war. Auf der deutschen Seite erforderte der Dialog mit dem östlichen Nachbarn die Überwindung zahlreicher traditioneller negativer Stereotypen in allen Schichten der Gesellschaft über Polen, ebenso mussten Wissensdefizite über die polnische Geschichte, Kultur und Gesellschaft überwunden werden. Der Höhepunkt dieser Annäherung war trotz der Distanz eines Teils der westdeutschen politischen Klasse und der feindlichen Haltung der DDR-Führung zur Solidarnosc die Welle der „Solidarität mit Polen“ aus der bundesdeutschen Gesellschaft in den 1980er Jahren.

Die Freiheitsrevolution von 1989 in Ostmitteleuropa, die durch Solidarnosc ausgelöst wurde, brachte die Polen und die Deutschen durch eine in der jüngsten Geschichte beispiellose deutsch-polnische Interessengemeinschaft (Krzysztof Skubiszewski) zusammen. Das Polen des „Runden Tisches“ blockierte die Wiedervereinigung



„Ohne Titel“ hat Piotr Uklanski sein Diptychon genannt und uns überlassen, ob wir es von links nach rechts oder umgekehrt „lesen“ wollen

Bilder: „Tür an Tür“. Polen – Deutschland. 1000 Jahre Kunst und Geschichte

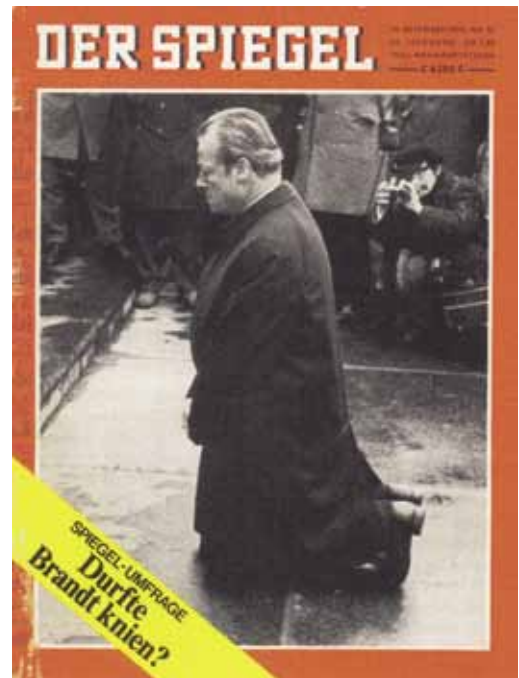
gung Deutschlands nicht, und das vereinte Deutschland unterstützte das Streben des freien Polen in die euroatlantischen und europäischen Strukturen.

Der zentrale Punkt dieses Dialogs ist der Aufbau von wechselseitigem Respekt und Wertschätzung, an denen es in der Vergangenheit so oft fehlte. Die letzten 100 Jahre der deutsch-polnischen Beziehungen und der europäischen Geschichte zeigen deutlich, dass die Voraussetzung für jedes umfassendere und ehrgeizige europäische Konzept die tiefe deutsch-polnische Verständigung ist.

Das Verständnis dieser *Conditio sine qua non* ist in diesem historischen Moment, in dem die europäische Idee existenziell bedroht ist, von besonderer Bedeutung. Die Krise, in der sich Europa befindet, erfordert ein umfassendes Verstehen des Nachbarlandes und seiner historischen Gegebenheiten. In Krisenzeiten, wie wir sie augenblicklich durchleben, können alte, scheinbar völlig ausgestorbene Stereotypen und Vorurteile schnell wiederaufstehen. Ein Blick in die ferne und nicht so ferne Geschichte, auch wenn sie noch so belastet und schwierig ist, oder vielleicht auch, weil sie so schwierig ist, erlaubt es uns, das Gleichgewicht, die Distanz und einen nüchternen Blick auf die Gegenwart und die Zukunft wiederzugewinnen.

Das Jubiläumsjahr 1918 fordert zu einer solchen Reflexion bezüglich der deutsch-polnischen Beziehungen heraus. In Polen wird das Jubiläum aus naheliegenden Gründen mit zahlreichen Feiern begangen, wobei sicherlich unterschiedliche Denkweisen der Polen über sich selbst, über die eigene Geschichte und über Europa zum Vorschein kommen werden. Das sollte den deutschen Beobachtern nicht gleichgültig sein.

In Polen sollte und kann dieser Jahrestag eine Gelegenheit sein, nicht nur über die eigene Geschichte, sondern auch über das Verhältnis zu den Nachbarn nachzudenken.



*Ikone. Ikone? Jedenfalls wusste Willi Brandt um die „Chance, die nicht verlorengehen darf“*

1918 mussten die Polen von der deutschen Besatzung befreit werden. Heute ist ein Europa, in dem Polen sich sicher fühlen kann, ohne Deutschland kaum noch vorstellbar. 1918 war die deutsche Öffentlichkeit kaum bereit, den polnischen Nachbarn zu akzeptieren, und der Wunsch, ihn zu dominieren, war ein wesentlicher Faktor der „deutschen Katastrophe“. Heute ist Polen ein unverzichtbarer Partner für Deutschland, wenn Deutschland und der Kontinent stabil bleiben sollen.

Die Bilder aus dem Jahr 1918 lehren nicht nur Geschichte, sondern bieten auch und vor allem den Vergleich mit 2018 an und weisen auf eine völlig neue politische Konstellation auf dem Kontinent hin. Sie verweisen auf die historische Chance, die Polen und Deutsche für ein besseres Leben in einer guten Nachbarschaft bekommen haben – eine Chance, die nicht verlorengehen darf.

(KK)



# Verheerende Zuversicht

## Die tschechoslowakische „Maginot-Linie“

Tschechen hegen abergläubische Furcht vor Olympiastädten mit M (Melbourne, Mexiko, München, Moskau), weil die meist Unglück verhießen. Und sie scheuen Jahreszahlen auf Acht, weil die ihnen Unglück gebracht haben: 1938 mit dem unglücklichen Münchner Abkommen, 1948 mit dem kommunistischen „Putsch von Prag“, 1968 mit dem Überfall der kommunistischen „Bruderländer“. Schon die tschechoslowakische Staatsgründung 1918 stand unter keinem glücklichen Stern, befand General Eugène Mittelhauser (1873–1949), langjähriger Chef der französischen Militärmission in Prag: **„In aller Welt gibt es kein zweites Land, dessen Grenzen so schlecht zu verteidigen sind wie die der Tschechoslowakei. Sie hätte solche Grenzen nie bekommen, herrschte nicht die allgemeine Überzeugung, es würde keinen Krieg geben.“**

Stärkste Friedensgarantie war in tschechischen Augen die Schwäche Deutschlands, angesichts derer die eigenen verletzlichen Grenzen nicht sonderlich ins Gewicht fielen, obwohl sie auf drei Seiten zu Deutschland bestanden. Insgesamt maß die tschechoslowakische Luftlinie West–Ost 980 km, die längste Nord–Süd–Linie 240 km. Die Tschechen (6,4 Millionen 1930) spürten die potentielle Gefahr dieser Lage, weshalb ihre Politiker wie Masaryk und Kramár, Militärs wie Hanuš Kuffner (1861–1929) und andere abenteuerliche geopolitische Pläne entwarfen: „Donau-Staat“ Tschechoslowakei, tschechoslowakisch-serbischer Staatenbund, Deutsche in einem „Reservat“ etc. Solche Pläne drängten Deutschland auf die Seite antitschechoslowakischer Nach-

**„In aller Welt gibt es kein Land, dessen Grenzen so schlecht zu verteidigen sind wie die der Tschechoslowakei. Das nur wegen der Überzeugung, es würde keinen Krieg geben.“**

barn – nur Rumänien spürte keine Aversion gegen Prag, desto ärger war sie in Polen, der Sowjetunion, Ungarn, Österreich. 1938, genau vor 80 Jahren, hätte das „goldene Prag“ registrieren müssen, dass es infolge eigener Fehler keine Freunde hatte. Das tat es jedoch nicht, es unterschätzte seine Gegner, etwa Polen, das Terroristen seiner „Olsa-Legion“ nach Nord-Mähren schickte, und es überschätzte seinen einzigen Verbündeten Frankreich, dessen „Maginot-Linie“, benannt nach dem Kriegsminister André Maginot (1877–1932), gegen Deutschland trügerische Sicherheit verhieß.

Kluge Tschechen wie der Historiker Emanuel Rádl (1873–1942) warnten ihre Landsleute: Die Deutschen waren nie fremde „Kolonisten“ in Böhmen, vielmehr bildeten sie seit ihrem Eintritt in die Regionalgeschichte mit den Tschechen eine ethnolinguale Einheit. Ihre gegenwärtige Schwäche werden sie überwinden, den Versailler Vertrag „korrigieren“, Österreich „anschließen“, das einst gegen Deutschland als „Waffe“ genutzte „Nationalitätenprinzip“ könnte zur „Waffe gegen die Tschechoslowakei“ werden, „deren Bevölkerung zu einem Viertel deutsch ist“. Ähnlich prophezeiten liberale deutsche Blätter wie Leopold Schwarzschilds „Tagebuch“ oder Maximilians Hardens „Zukunft“ der Tschechoslowakei ein nicht zu fernes „Ende“, falls sie fortfahre, die 2,4 Millionen Slowaken als zweites „Staatsvolk“, die 3,4 Millionen Deutschen aber als „nationale Minderheit“ zu bezeichnen und zu behandeln. Prag überhörte die Mahnungen selbst dann noch, als 1933 in Deutschland die Nationalsozialisten die Macht übernahmen, 1934



*Erratisch, hässlich bis lächerlich wie alles wehrtechnische Beginnen – im Rückblick:  
Ladislav Solc, Panzersperren in der ehemaligen Grenzzone bei Heiligkreuz, Egerland*

Bild: KünstlerGilde

mit Polen einen Vertrag geschlossen und im März 1938 Österreich „angeschlossen“ hatten. Tschechen und Slowaken glaubten sich militärisch weit überlegen: 1935 wurde die allgemeine Wehrpflicht eingeführt, und die Armee hätte im Notfall über 1,5 Millionen Soldaten aufbieten können, denen 1,2 Millionen Sturm-, 62 000 Maschinengewehre, 36 000 gepanzerte Fahrzeuge, 469 Panzer und 568 Kampfflugzeuge zur Verfügung standen.

Mitunter empfand man Angst vor Deutschen, gegen die 1936 in allen Grenzgebieten „Staatsschutz-Abteilungen“ (SOS) aufgestellt worden waren. Seit Anfang Mai 1938 betrieb die deutsche Presse massive antitschechoslowakische Propaganda, am 18. und 19. Mai 1938 kam es laut Medienberichten entlang der sächsischen und bayrischen Grenze zu deutschen Truppenkonzentrationen („Mai-Krise“), die die tschechoslowakische Armee in der Nacht zum 20. Mai mit einer Teilmobilmachung beantwortete. Zu den regulären Armeeangehörigen kamen noch 30 Bataillone

von Zoll, Gendarmerie und Polizei. Der Mobilmachungsplan von 1936 sah ein Aufgebot von 972 747 Mann vor, darunter 192 844 Deutsche. Dass die Hälfte der Wehrpflichtigen deutscher Nationalität der Mobilmachung nicht folgten, war in jedem Fall bezeichnend und eine indirekte Bestätigung tschechoslowakischer Fortifikation.

Prag hielt sich an das Beispiel der Maginot-Linie, die die Franzosen ab Ende der 1920-er Jahre erbaut und deren Pendant die Tschechen ab 1933 geplant und ab 1935 gebaut hatten. Als am 23. September 1938 Deutschland, England, Frankreich und Italien das Münchner Abkommen schlossen, durch welches die Tschechoslowakei ganze 29 140 Quadratkilometer als „Sudetengau“ verlor, staunte alle Welt, wie rasch und restlos die Enkel des „braven Soldaten Schwejk“ kapituliert hatten: Ihre Waffen, Geschütze, Flugzeuge etc., die im März 1939 an die Deutschen übergeben wurden, erweckten bei diesen einiges Unverständnis und sogar Verblüffung: „... und die haben sich ergeben!“

Das galt erst recht für die tschechoslowakischen Grenzbefestigungen. Die französische Maginot-Linie war sozusagen „für die Ewigkeit“ konzipiert und gemacht, denn sie sollte das Land vor dem „alten und künftigen Feind Deutschland“ schützen. Ganz anders die tschechoslowakischen Befestigungen, die im Norden, Westen und Südwesten besonders solide ausgeführt worden waren und nur so lange vorhalten sollten, bis die Mobilmachung in vollem Umfang lief. Darin war man sich ganz sicher: Die Festungsbesetzungen waren Eliteeinheiten, bestens ausgebildet und kampfbereit. Zudem waren sie „kostengünstig“, wie Festungsexperte General Karel Husárek (1893–1972) vorrechnete: Um deutsche Divisionen aufzuhalten, seien 600 000 Mann nötig. In Festungen untergebracht, reichten 165 000 Mann, deren Feuerkraft und Munitionsbedarf besser zu berechnen und effizienter zu planen seien. P.S. In dem Kölner Forschungsinstitut, in dem ich bis 2000 tätig war, stand in der Bibliothek der imposante „Tschechoslowa-

kische Militäratlas“, der die alten Festungen exakt verzeichnete. Dass sie wertlos waren, als 1938 die Tschechoslowakei von Édouard Daladier (Frankreich), Neville Chamberlain (England) und Benito Mussolini (Italien) an Hitler ausgeliefert wurde, ist längst historisches Allgemeinwissen. 1936 gab es nur einen Experten, der Festungsbauten nicht viel zutraute, den französischen Oberst Charles de Gaulle. In einer Unterredung mit Premier Léon Blum redete er Klartext: „Nichts ist so wenig sicher wie das, was Sie gerade loben. Schon 1918 gab es keine unüberwindliche Linie, und seither sind Panzer und Flugzeuge auf den Plan getreten. Selbst die machtvollste Linie wird durch konzentrierte Schläge von Panzern und Flugzeugen durchbrochen. Wenn es dazu kommt, wird unsere befestigte Linie von Massen deutscher Panzer und Flugzeuge eingedeckt. Wenn wir dem nichts entgegensetzen können, wird alles verloren sein.“ Prophetischer Oberst: Genau so kam es 1940.

*Wolf Oschlies (KK)*

## **Napoleons Pfälzer in Glogau**

Eine Grabplatte erinnert hier an die Franzosenzeit

Die sogenannte Franzosenzeit, die Zeit der Napoleonischen Kriege, hatte für die einst bedeutende niederschlesische Stadt Glogau weitreichende Folgen. Bei der vernichtenden Niederlage bei Jena und Auerstedt (10.–11. 10. 1806) brach das alte Preußen unter den Angriffen der revolutionären kaiserlich-französischen Armeen zusammen. Bereits am 7. 11. 1806 erreichten die Franzosen Glogau und belagerten die wichtige Oder-Festung. Einen Monat später, am 2. 12. 1806, kapitulierte die Stadt und stand danach siebeneinhalb Jahre unter französischer Besetzung. Seit September 1813 belagerten die Verbündeten Preußen und Russen die Stadt. Zu Ostern 1814, am

10. 4., kapitulierten dann die Franzosen. Die Folgen der langen Besetzungszeit waren für Glogau verheerend. Bereits 1808 wurde die Verwaltungsreform in Preußen umgesetzt und der Regierungssitz von Glogau nach Liegnitz verlegt. Auch wirtschaftlich lag Glogau am Boden.

An die Zeit der französischen Besetzung erinnert in Glogau noch ein Grab, eine zerstörte Grabplatte an einen hier verstorbenen Kommandanten Glogaus. Paweł Łachowski, Mitglied des Glogauer Geschichtsvereins (TZG), Kooperationspartner und Freund des Glogauer Heimatbundes (GHB), bemüht sich seit dreizehn Jahren um die Rettung und Erhaltung der

Steinplatte von General Rheinwald. Am 24. 5. 2018 teilte er mir mit, dass zu seiner großen Freude und der der Mitglieder des Vereins das Grabmal restauriert ist und wieder an seinem Platz angebracht wurde. „Und jetzt sieht das fast völlig zerstörte Monument fast wie neu aus. Deshalb genieße ich es so sehr“, schrieb er. Der Grabstein von General Rheinwald befand sich im ehemaligen Fort Stern.

Als Hintergrundinformation fragt man natürlich danach, wer denn dieser französische General Rheinwald war. Von der Grabplatte erfährt man bereits einiges über ihn: Ci-Git / J. C. L. Rheinwald / Général français, baron de l'Empire, Command de la Légion d'honneur, Gouverneur: de Glogau, il fut bon Per tendre Epoux et mérita par sa loyauté et fon humanité l'estime des habitants. Il mourut le 22 Juin 1810 âgé de 48 ans. (Hier ruht / J. C. L. Rheinwald / Französischer General, Baron des Kaiserreichs, Kommandant der Ehrenlegion, Gouverneur von Glogau: Er war ein guter Vater, zärtlicher Gatte und verdiente die Wertschätzung der Einwohner durch seine Loyalität und Menschlichkeit. Er starb am 22. Juni 1810 im Alter von 48 Jahren.)

Julien Charles Louis Rheinwald, wie er sich auf Französisch nannte, wurde am 22. 1. 1760 in St. Julian (Kreis Kusel) in der Pfalz geboren, er war also Deutscher, vielleicht mit dem ursprünglichen Namen Julian Karl Ludwig Rheinwald. Den Vornamen Julian erhielt er offensichtlich von seinem Geburtsort.

Sankt Julian liegt im Glantal in der Pfalz. Das Straßendorf war bereits im Mittelalter ein regionaler Wallfahrtsort mit einem „Vierherrengericht“. Schon lange vor der Römerzeit befand sich hier eine Ansiedlung. Der Ortsname, der in einer Urkunde von 1290 als „apud Sanctam Julianam“ (bei der Heiligen Juliana) umschrieben wird, bezieht sich vermutlich auf Juliana von Nikomedien (heute Izmit in Nordwestkleinasien, 285–304), die während der



*Wort- und beziehungsreicher Stein: die restaurierte Grabplatte Rheinwalds*

Bild: der Autor

Christenverfolgungen unter den Kaisern Diocletian und Maximian im Jahre 304 das Martyrium erlitt.

Um 1560 führten die Bewohner St. Julians die lutherische Reformation ein, wodurch die Bedeutung des Ortes als Wallfahrtsort verloren ging. Julien Rheinwalds Vater war evangelischer Pfarrer in St. Julian. Er besuchte die örtliche Schule und sollte so wie seine beiden Brüder ebenfalls Pfarrer werden. Doch er wollte Soldat werden und bewarb sich bei der französischen Armee und wurde am 9. 5. 1777 als Freiwilliger in das Anhaltische Regiment aufgenommen. Mit seiner Einheit leistete er 1779 und 1780 den Dienst an der Atlantikküste. Am 11. 12. 1784 wurde er Unteroffizier im Versorgungsdienst (Fourier) und rückte am 27. 1. 1788 zum Oberstabsfeldwebel auf.

Bis zur Großen Französischen Revolution war es einem Nichtadeligen verwehrt, in den Offiziersstand aufzurücken, doch nun

boten sich auch ihm große Karrierechancen. Am 1. 1. 1791 wurde Julien Offizier. Seit dem 7. 12. 1791 diente er als Leutnant im Piemont-Regiment und nahm in den Koalitionskriegen an der Einnahme von Speyer, Worms und Mainz teil.

Im Verlauf der Französischen Revolutionskriege wurde auch Juliens Heimat im Jahr 1799 von den Franzosen besetzt. Er hätte während dieser Kriege Karriere gemacht. Am 29. 10. 1792 wurde er zum Hauptmann ernannt. Bei einem Gefecht am 11. 4. 1793, einem Ausfall gegen die Belagerer, erlitt er eine schwere Kopfwunde durch einen Säbelhieb. Nach seiner Genesung diente er mit seiner Einheit, der Vogesen-Armee, am Rhein. Am 27. 1. 1794 wurde Rheinwald Kommandant von Kolmar im Elsass (frz. Colmar). Seit dem 23. 3. 1795 diente er als Stabschef der 1. Division der Rhein-Mosel-Armee u. a. bei der Verteidigung von Hünningen im Elsass (frz. Huningue, November 1796 bis Februar 1797). Am 9. 3. 1798 wurde er Stabschef von General Balthasar von Schauenburg in der Helvetischen Armee und bald darauf selbst zum Brigadegeneral befördert. Doch sein Aufstieg wurde nun von seinen Rivalen und Gegnern gebremst und er am 23. 9. 1801 verdrängt und in den Ruhestand versetzt.

Am 23. 9. 1802 wurde Rheinwald dann reaktiviert und der 5. Militärdivision zugeteilt, am 28. 12. 1803 der 7. Militärdivision. Am 11. 12. 1803 wurde er als Ritter der Ehrenlegion (bis 1808 lautete der Ehrentitel „légionnaire“, dann erst „chevalier“) ausgezeichnet und erhielt dessen dritte Klasse, die des Kommandanten (commandant, seit 1816 commandeur). Dieser Verdienstorden wurde von dem damaligen Ersten Konsul Napoleon Bonaparte gestiftet. Die Ritterklasse war mit einem jährlichen Ehrensold von 250 Goldfrancs, die des Kommandeurs mit 2000 Goldfrancs dotiert.

Rheinwald wurde Kommandant von Speyer und dann von Stuttgart. Nach der preußischen Niederlage unterstellte man ihm im Januar 1807 Stadt und Festung Brieg (Brzeg) in Oberschlesien. Noch vor seiner Versetzung nach Glogau wurde Rheinwald in den französisch-kaiserlichen Adelsstand als „baron de l'Empire“ (Baron/ Freiherr des Kaiserreichs) erhoben. Seit dem 22. 2. 1809 war er dann Kommandant der Festung Glogau. Hier starb er ein Jahr später am 22. 6. 1810 überraschend an einem Schlaganfall. Er war demnach 50 Jahre alt und nicht 48, wie die Grabplatte angibt.

*Martin Sprungala (KK)*

## **Direktor kommt von direkt**

Lothar Hyss leitet das Westpreußische Landesmuseum Warendorf

Mit 38 war er einer der jüngsten Museumsdirektoren, als er am 1. April 1998 seinen Dienst in Münster-Wolbeck antrat. Als neuer Direktor des Drostenhofes folgte er dem in Rente gehenden Hans-Jürgen Schuch. Der gebürtige Schlesier Lothar Hyss, seines Zeichens promovierter Kunsthistoriker, sammelte erste Berufserfahrungen im Haus Schlesien bei Königswinter. Dann wechselte er in die westpreußische The-

matik. Und dort blieb er bis heute – zwei Jahrzehnte lang.

„Ich hatte viel Glück im Leben“, bekennt Lothar Hyss in der Rückschau. Bereits in Münster-Wolbeck brachte er neuen Wind in altes Gemäuer. „Meine Aufgabe war es, dem Westpreußischen Landesmuseum neue Akzente und Schwerpunkte zu geben“, erinnert sich der Direktor. Das



*Ein musealer Sessel taugt augenscheinlich nicht zum Zurücklehnen, und das hat Lothar Hyss auch nie getan*

Bilder: Dieter Göllner

Ergebnis war nicht nur die Erneuerung der Dauerausstellung, sondern das waren auch viele interessante thematische Präsentationen. Auch knüpfte er Kontakte zu Einrichtungen im In- und Ausland und legte den Grundstein für die engen Partnerschaften mit dem Nationalmuseum oder dem Historischen Museum Danzig.

Bald entsprachen die räumlichen und technischen Gegebenheiten dem Erneuerungskonzept nicht mehr. Das Museum war nicht behindertengerecht, es war schlecht isoliert, die Lager- sowie Ausstellungs-räumlichkeiten reichten nicht mehr aus. So begann die langwierige Suche nach einem neuen Standort. Lothar Hyss und die Verantwortlichen der Einrichtung zögerten nicht lange, als sich die Möglichkeit ergab, das alte Franziskanerkloster in Warendorf zu nutzen. 2011 wurde der Mietvertrag unterzeichnet, drei Jahre später gab es nach größerem Umbau und aufwendigem Umzug die feierliche Eröffnung.

Für Lothar Hyss ist die Leitung des Westpreußischen Landesmuseums mehr als ein Beruf, es ist sprichwörtlich eine Berufung. Ein neues Ausstellungs-Konzept sollte von Anbeginn Brücken zur Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft errichten. Wichtig war der Museumsleitung, dass sich die Einrichtung harmonisch in die neue Kulturlandschaft integriert und dass sie von immer mehr Besuchern angenommen wird.

Lothar Hyss ist stolz darauf, dass im neuen Ambiente mit moderner Infrastruktur viele Exponate – wie etwa Bernstein-Objekte – erstmals zu sehen sind oder – wie die Danziger Tapisserte von 1620 – im neuen Glanz erstrahlen. Dem Museumsdirektor lag auch viel daran, dem teilweise problematischen Miteinander von Polen, Kaschuben, Niederländern und Deutschen im einstigen Westpreußen und heutigen Polen Raum zu geben. So wird dem Besucher ein Nachbau einer Häftlings-Pritsche aus dem KZ Stutthof gezeigt, wobei Flucht, Vertreibung und Migration, aber auch Facetten der Aussöhnung dargestellt werden. Zumal in diesem Themenkreis arbeitet das Museum über die Außenstelle in Krockow/ Krokowa nahe Danzig eng mit polnischen Museen zusammen.

Einen Schwerpunkt seiner 20jährigen Laufbahn hat Hyss dem Veranstaltungsprogramm gewidmet. Vorträge, Lesungen und museumspädagogische Aktionen für Schüler und Jugendliche sowie Veranstaltungen des Kulturreferats und der Kulturstiftung Westpreußen gehören heute zum regelmäßigen Angebot. Aussagen wie „Wir sind in Warendorf angekommen“ oder „Unser Museum soll keine Insel, sondern ein offenes Haus für alle sein“ finden ihr Echo in den vielen positiven Einträgen im Gästebuch bzw. den zahlreichen Klicks auf der Homepage.

Lothar Hyss will jedoch auf allen publikumswirksamen Ebenen die Werbetrommel für das Museum rühren. Er gehört zu den Gründungsmitgliedern des seit kurzem ins

*Wenn das die Franziskaner-mönche wüsste – vielleicht wären sie ein bisschen stolz: das zum Museum umgewidmete Kloster in Warendorf*



Leben gerufenen Vereins zur Förderung des Westpreußischen Landesmuseums im Franziskanerkloster Warendorf, dessen Erste Vorsitzende Magdalena Oxfort ist, die Kulturreferentin für Westpreußen, das Posener Land und Mittelpolen. Der Verein

will die ehemalige Klosteranlage und das Westpreußische Landesmuseum bei den ehrgeizigen Projekten unterstützen, um sie noch mehr in der Öffentlichkeit bekannt zu machen.

*D. G. (KK)*

## **Vom Riesen- ins Siebengebirge**

### **Sommerfest im Haus Schlesien Königswinter-Heisterbacherrott**

Es war ein Sommerfest, das seinem Namen alle Ehre machte. Bei strahlendem Sonnenschein erlebten zahlreiche Mitglieder schlesischer Landsmannschaften sowie viele Königswinterer und nicht zuletzt auch von weither angereiste Gäste im idyllischen Innenhof von Haus Schlesien einen unterhaltsamen und informativen Sonntag.

Fahنشwenkend und teils in schlesische Trachten gekleidet, hielten Gruppen aus Velbert, Neuss, Duisburg und Bonn zu Blasmusik feierlich Einzug. Zum „Empfangskomitee“ gehörten Stephan Rauhut, Bundesvorsitzender der Landsmannschaft

Schlesien – Nieder- und Oberschlesien e. V., und Professor Dr. Michael Pietsch, Präsident des Vereins Haus Schlesien. Mit dem diesjährigen Sommerfest wurde übrigens nicht nur eine liebgewonnene Tradition fortgesetzt, sondern zugleich ein Jubiläum gefeiert: Im Jahr 1978 hat der 1973 gegründete gemeinnützige private Verein Haus Schlesien den ehemaligen Fronhof in Heisterbacherrott erworben.

„Geistige Nahrung“ brachte Alfred Theisen aus seiner „Schlesischen Schatztruhe Görlitz“ mit. Zu sehen und zu erwerben waren u. a. aktuelle Publikationen und Infor-



*In Heisterbacherrott im Siebengebirge überm Rhein ist schlesisches Kulturerbe wohlverwahrt unter Dach und Fach, um nicht zu sagen, unter der Haube*

Bild: der Autor

mationsmaterial zu Schlesien. Reiseführer, Touristenkarten und Kalender für 2019 mit historischen und aktuellen Bezügen zur früheren Heimat weckten das Interesse der Besucher. Ein antiquarischer Büchertisch und eine Auswahl an Bunzlauer Keramik ergänzten das Angebot.

Ein Programm-Höhepunkt war für viele Gäste die Live-Vorführung des Töpfermeisters und Kunsthistorikers Bolko Peltner aus Hörh-Grenzhausen. Während der Künstler mit schlesischen Wurzeln auf der Drehscheibe formschöne Gefäße entstehen ließ, erzählte er den Zuschauern Wissenswertes über Ton und seine Verarbeitung sowie über das Töpferhandwerk im Kannenbäckerland. Die Besucher erfuhren auch Details über die typische Bunzlauer Keramik aus Schlesien. Es gab natürlich auch die Möglichkeit, „Bunzeltippel“ zu erwerben.

Viele Gäste nutzten den Besuch in Königswinter-Heisterbacherrott, um die Räumlichkeiten des Hauses näher kennenzulernen sowie mit Nicola Remig, der Leiterin des Dokumentations- und Informationszentrums für schlesische Landeskunde im Haus Schlesien, und mit ihren Mitarbeite-

rinnen ins Gespräch zu kommen. Durch die Dauerausstellung und die aktuelle Sonderschau „Neuanfang in Form und Farbe“ wurden kostenfreie Führungen angeboten.

Viel Applaus und Anerkennung erntete der schwungvolle Auftritt der „Brückenberger Trachtengruppe Bonn“ unter der Leitung von Michael Knappe. Die Gäste erfuhren auch einiges aus der Geschichte des kleinen Vereins, der 1953 von heimatvertriebenen Schlesiern in Bonn-Duisdorf gegründet wurde. Vorgestellt wurden auch die Besonderheiten der Trachten, die seinerzeit zum Teil noch aus Brückenberg im Riesengebirge mitgebracht worden waren. Bei den Auftritten wird jedoch nach dem Vorbild der mitgebrachten Trachten hergestellte Kleidung getragen.

Neben der Pflege deutscher Volkstänze und der Erhaltung der Brückenberger Tracht setzt sich die Gruppe auch für ein Europa in Freiheit und Frieden ein. Sie ist seit 1964 aktiv bei der „Europeade“ tätig. Das internationale Trachten- und Folklorefestival wird jährlich in einer anderen europäischen Stadt abgehalten. Auch über den Ort Brückenberg wurde während des



Programms informiert. Der kleine Luftkurort liegt im Riesengebirge unterhalb der Schneekoppe in der Nähe der Staatsgrenze zum jetzigen Tschechien. Wahrzeichen der Stadt ist die Kirche Wang, eine über 500 Jahre alte norwegische Stabholzkirche, die vor ca. 160 Jahren als Geschenk des norwegischen Königs in Brückenberg aufgebaut wurde.

Auch der Auftritt der Tanzgruppe „Der fröhliche Kreis“ aus Bergisch Gladbach begeisterte die Gäste. Das Besondere an dieser Volkstanzgruppe unter der Leitung von Bernadette Grüne-Glattki ist, dass mehrere Generationen gemeinsam aktiv sind. Die Tänzerinnen traten in der dörflichen Bauerntracht aus dem Riesengebirge auf.

*Dieter Göllner (KK)*

## **Das Echo der Urkatastrophe des 20. Jahrhunderts**

Tagungs-Trilogie der Kulturstiftung der deutschen Vertriebenen

Als Abschluss der Tagungs-Trilogie, die der wissenschaftlichen Aufarbeitung des Ersten Weltkrieges und seiner Folgen für die Völker in Mittel- und Ostmitteleuropa dienen soll, organisiert die Kulturstiftung der deutschen Vertriebenen am 4. und 5. Oktober im Arbeitnehmer-Zentrum Königswinter die dritte staats- und völkerrechtliche Tagung zu diesem Themenspektrum.

Die Studiengruppe Politik und Völkerrecht und die Kulturstiftung der deutschen Vertriebenen haben es sich zum Ziel gesetzt, dieses Ereignis – das als „Urkatastrophe des 20. Jahrhunderts“ betrachtet wird – einer umfangreichen Analyse zu unterziehen. In den Jahren 2016, 2017 und 2018 wurden

bzw. werden drei internationale und interdisziplinäre Tagungen der Kulturstiftung der deutschen Vertriebenen und der Studiengruppe für Politik und Völkerrecht allein diesem Thema gewidmet.

Von besonderem Interesse sind neben der Kriegsschuldfrage auch die Auswirkungen der zu würdigenden Friedensverträge auf die Staatenwelt. Ebenso ist der Übergang des Deutschen Reiches in die Weimarer Republik staatsrechtlich diskussionswürdig. Da Völker und Volksgruppen nach dem Ende des Ersten Weltkriegs vertrieben, vor allem deren Siedlungsgebiete anderen, teilweise neuen Staaten zugewiesen wurden, soll auch das Schicksal der Menschen, die

*Vor dem Fenster  
schimmert der  
Rhein, die Konferenzteilnehmer sind  
allerdings um andere  
Klarheit bemüht*

Bild: Dieter Göllner



oftmals zu Minderheiten im neuen Heimatland wurden, in jedem Einzelfall besonders betrachtet werden.

Die zweite Veranstaltung, zu der die Kulturstiftung der deutschen Vertriebenen in diesem Herbst einlädt, findet am 15. und 16. Oktober im Kölner Maternushaus statt, ist dem Thema „Widerstand gegen den Nationalsozialismus in Schlesien und im Sudetenland“ gewidmet und soll den Auftakt für eine den Widerstand in weiteren Regionen des Ostens beleuchtende Reihe bilden.

Die Geschichte des Widerstands gegen den Nationalsozialismus war zunächst vor allem eine Geschichte des Scheiterns. Auch die Überlebenden der Verschwörung des 20. Juli machten die Erfahrung, dass noch in den 1950er Jahren ein Drittel der Bevölkerung das Attentat missbilligte. Eine wesentliche Veränderung brachten erst

die in den 1960er Jahren beginnenden Zeitzeugentagungen. Die Öffnung der Widerstandsbetrachtung in der wissenschaftlichen Zeitgeschichtsforschung hin zu einer Gesellschafts- und Alltagsgeschichte war verbunden mit einer vielfachen Erweiterung der Perspektiven und einer daraus abgeleiteten Differenzierung des Widerstandsbegriffs.

In der Debatte um den Widerstand spiegeln sich auch die verschiedenen Urteile über das mit ihm verbundene Zukunftspotential. An diesem Punkt beginnt die Fragestellung dieser Tagung. Sie will die Konzepte und Vorstellungen der Oppositionellen bzw. der Persönlichkeiten des Widerstands in Ober- und Niederschlesien und im Sudetenland für die „Zeit danach“ herausarbeiten und den Wegen und Umwegen im Umgang mit diesem Widerstand nachgehen.

(KK)

## 70 Jahre KünstlerGilde

70-jähriges Jubiläum? Für eine internationale Kunstvereinigung wie die KünstlerGilde e. V. ist das eher ungewöhnlich, zumal sie die einzige ihrer Art in Deutschland ist, die alle drei Gattungen Literatur – Bildende Kunst – Musik umspannt und ihre Protagonisten schöpferisch verbindet.

Der Sitz der KünstlerGilde ist seit 70 Jahren in Esslingen. Gegründet wurde sie als Selbsthilfeorganisation vertriebener Künstler und Künstlerinnen nach dem Krieg. Heute unterhält sie gute Kontakte zu den östlichen Nachbarländern, in denen etliche ihrer Mitglieder leben.

Die KünstlerGilde verleiht Preise in allen ihren Kunstsparten. Am 15. September 2018 wurde im Rahmen der Festveranstaltung im Bürgersaal des Alten Rathauses in Esslingen der Nikolaus-Lenau-Preis 2018 an die Münchner Schriftstellerin Helga Unger verliehen für ihren Lyrikband „Tänzer wir auf dem Kraterrand“. Die Festveranstaltung wurde von einer Kunstaussstellung und einem Konzert umrahmt.

Ansprechpartner: Bundesgeschäftsstelle der KünstlerGilde e. V., Rainer Goldhahn und Stephanie Salzwedel, Telefon: 0711 / 54 03 100, Mail: kuenstlergilde-es@t-online.de.

(KK)

## Hoher Mut

*Richard Wagner/Christina Rossi: Poetologik. Der Schriftsteller Richard Wagner im Gespräch. Wieser Verlag, Klagenfurt 2017, 184 S.*

Wir haben es gerne einfach und benennen Wirbelstürme mit Personennamen und fragwürdige bis gewalttätige, jedenfalls unerhörte Begebenheiten bis hin zu katastrophalen Ereignissen mit den Namen von Städten, ob Gladbeck oder Chemnitz. Irgendwie muss sie ja zu greifen sein, diese verstörende Welt, und der Hilf- und Ratlosigkeit ihr gegenüber kommt man am ehesten mit scheinbar griffigen, jedenfalls kurzen und eingängigen Formeln bei. Ist der Rücken des Aktenordners säuberlich beschriftet, kann man die Akte schließen.

Ein Mittel gegen diesen Selbstbetrug weiß der Dichter Richard Wagner, zumindest hat er eine Ahnung davon, aber es ist nur um den Preis, ja im Vorgang des Sterbens zu haben: „Ich stelle mir das Ganze als eine Situation der Unaufgeregtheit vor. Wo ich die Aufgeregtheit, die auf dem Planeten herrscht, überwunden habe und dann wahrnehme, wie ich langsam eingehe in das große Sprachlose, das mich dann umgibt.“ Ein Schriftsteller, dem „das große Sprachlose“ als Versprechen erscheint, das ist der gelebte Widerspruch.

Allerdings ist das, was der schwer Erkrankte – sein Buch darüber heißt „Herr Parkinson“ – noch kann, kaum mehr Leben zu nennen: „Ich bin im Grunde ein an seinem Ego amputierter Mensch – ich kann nicht tun und lassen, was ich will, sondern ich muss tun und lassen, was mir möglich ist.“ Das war schon in Rumänien von Amts wegen so, jetzt aber ist die Ohnmacht abgründig. Umso eindrucksvoller ist die Schärfe seines Denkens und seiner Formulierungen. Die Bitterkeit wird erträglich in dieser sachlichen Sprechweise, die sich Metaphorik kaum noch

leistet, die Welt ist nicht minder verstörend, aber so wird sie begreiflich.

Wagners Verlagslektor hat sich von seiner „hochmütigen Art des Weglassens“ beeindruckt gezeigt, dabei sollte man aus dem Beiwort nicht Hochmut herauslesen, sondern hohen Mut, beim Weglassen und beim Aussprechen. Die strenge Ökonomie, die ohne jede Rhetorik auskommt, ist ein Gebot der Vernunft. Diese aber hat bei Wagner seit seinen Anfängen im kommunistischen Rumänien und erst recht in den Jahrzehnten nach der Ausreise (1987) in Deutschland stetig an kritischer Schärfe gewonnen, dergestalt, dass er sich mit einigem Recht aus der eigenen Berufsgruppe hierzulande ausnimmt, deren Produktion ihn nicht mehr interessiert: „Ich habe mit diesen Autoren nichts zu tun. (...) Und es verlangt heute auch niemand mehr, dass die Schriftsteller Deutsch können, um es mal ganz einfach zu sagen.“ Man hört durch, dass er nicht allein die Schriftsteller meint, der Esel ist viel größer als der Sack, auf den er da einschlägt.

Beim Gespräch mit der Germanistin Christina Rossi geht einem auf, dass er, der ja Poet nicht mehr recht sein mag, sich herausnehmen darf, den weidlich paradoxen Begriff „Poetologik“ zu prägen. Voraussetzung ist – logischerweise – Unnachgiebigkeit im Nachdenken, auch, ja zuvorderst gegen sich selbst. Und wenn man „es“ recht bedenkt, dann schwindet die Relevanz alles Poetischen, zumindest dessen, was gegenwärtig als solches gilt. Dann gelangt man mit Fragen hinter die Formeln, mit denen der moderne Kulturbetrieb seine Existenzberechtigung zu stützen versucht, und sieht dort hinten, wie leer sie sind – und dass sie durch die Wiederholung im Feuilleton nicht voller werden: „Paul Celans Satz von der Landschaft, in der Menschen und Bücher lebten, hat unverkennbar ein Nachleben als Kitsch.“

Bei allem gerechten Zorn über bedenkenloses Wortgeklingel ist diese Leere bisweilen nach-

gerade lustig, zumal wenn sie der eigenen Schicksalsgemeinschaft Deutschschreibender aus Rumänien widerfährt: „Da schrieb Sigrid Löffler einmal einen Artikel in der ZEIT mit dem Titel: ‚Willkommen in der Weltliteratur‘. Da frage ich mich zwei Dinge: Was ist die Weltliteratur? – erstens – und zweitens: Wer ist Sigrid Löffler, was ist sie dort in der sogenannten Weltliteratur, wenn sie sagt ‚willkommen‘ – ist sie der Türsteher? Das ist schon interessant.“ Richard Wagner nimmt damit vorweg, dass schon ein Wort wie „Willkommenskultur“ in seiner gebetsmühlenhaften Inständigkeit zwingend zur Karikatur seiner selbst wird. Begriffsgymnastik bis hin zu grotesken Verzerrungen sind das Fitnessprogramm der modernen Öffentlichkeit: „Ich bin der Ansicht, dass es einen Kosmopolitismus gibt – ein Kosmopolit ist ein souveräner Mensch, der sich in den Kulturen auskennt und mehrere Sprachen spricht –, aber keinen Multikulturalismus geben kann.“ So viel zur Leitkultur. Vielleicht nur noch: „Ein guter Deutscher legt Wert darauf, nicht zu wissen, was deutsch ist.“

Die Verlotterung greift aus der Sprache ins Denken und blendet oder vernebelt es, so dass es Wagnerschen Selbstbewusstseins und eben hohen Mutes bedarf, Worte in ihrer ursprünglichen Bedeutung zu verwenden: „Ich habe deutsch-national gedacht, und das hatte nichts mit Extremismus zu tun, das war ganz selbstverständlich. Das, was man heute darunter versteht, ist das Spezifikum der Verdrehungen, die nach dem Nationalsozialismus gekommen sind.“ Eine, auch diese, Rezension ist müßig, denn dieses Buch zu besprechen erübrigt sich, schon die paar Zitate hier sprechen für sich und eine klare Sprache ebenso wie Wagner, wenn er – über Werke anderer, ganz anderer Kollegen (Johannes Bobrowski, Uwe Johnson, Joseph Roth, Arno Schmidt ...) – sagt: „Ich lese im Übrigen keine Bücher, sondern in Büchern. ... Meistens macht das übrigens die guten Bücher aus – dass man ansetzen kann, wo man möchte, und immer an der richtigen Stelle ist.“ Das könnte er mit gleichem Recht über die seinen sagen, diese „Poetologik“ allen voran.

Man folgt bereitwillig dem poetischen wie logischen, illusionslosen wie klaren Denken und Sprechen eines kranken Menschen, und es ist – die Vermessenheit gestatte man sich – eine intellektuelle Lust zu beobachten, wie er ganz ohne Hoffnung auskommt. „Jede Literatur, die

sich ernst nimmt, muss sich selbst in Frage gestellt sehen. Es ist alles ein Dorf, ein Fragment. Und das reicht ja auch.“ Wer hier dennoch wider besseres Wissen Trost sucht, geht gleichwohl nicht ganz leer aus: „Ich bekam vor einigen Jahren ein Kreuz geschenkt, als ich an Krebs erkrankt war, das ich mir nach meiner Rückkehr aus dem Krankenhaus in meiner Wohnung aufgehängt habe. Es hängt dort sozusagen kommentarlos. Aber es hängt dort.“

Das ist so lapidar und zugleich treffsicher, so beiläufig und zugleich kategorisch, dass man gar nicht auf den Gedanken kommt, es mit dem bayrischen Wahlkampf in Verbindung zu bringen. Bei Richard Wagner kommt man auf viele Gedanken, auf viele aber auch gerade nicht, weil die seinen Stoff genug sind.

*Georg Aesch (KK)*

## **Von Freudenreich bis Elbweyery**

*500 Jahre Reinheitsgebot – Bier und Brauereien an der unteren Weichsel damals und heute. Deutsch und polnisch. Kulturzentrum Ostpreußen, Ellingen 2018.  
Bestellungen unter Telefon 09141-86440 oder [info@kulturzentrum-ostpreussen.de](mailto:info@kulturzentrum-ostpreussen.de), 5 Euro zuzüglich Porto/Verpackung*

Bereits in der Zeit des Deutschen Ordens wurde in Pomerellen in Klöstern und in jeder Stadt Bier gebraut. Allerdings berichtet Kaspar Henneberger in seiner Chronik von 1595, dass die Biersorten nicht immer gut waren. In der Zeit des Hochmeisters Konrad von Erlichshausen (1441–1457) hatten einige davon originelle bis sonderbare Namen wie das Danziger Bier „Wehr dich“, das Elbinger „Schlichting“, das Stargarder „Spülkanne“ oder das Marienwerder „Blerrkatze“. Nur das Getränk aus Dirschau rühmte sich „Freudenreich“.

Die besten Zeiten für das Brauwesen im Königlichen Preußen waren im 16. und 17. Jahrhundert. Danach ging die Zahl der Brauhäuser an der unteren Weichsel bis 1815 zurück, und erst in der Ära der Industrialisierung entstanden neue und moderne Brauereien, vor allem in großen Städten wie Danzig und Elbing, aber auch in

kleineren Orten wie Dirschau, Pr. Stargard, Marienburg, Marienwerder und Mewe.

Ein großes Kapitel befasst sich mit der „Bierstadt“ Danzig, in der es zeitweise Hunderte von Brauereien gab, so dass die Stadt zum Zentrum des Brauwesens im Osten wurde. 1416 gab es 378 Namen, die Produktion wurde auf 250 000 Fässer mit je 126 Litern geschätzt. Die Familie Hevelke, aus der der Astronom Johannes Hevelius (1611–1687) stammt, besaß bereits 1580 zwölf Brauhäuser in der Altstadt Danzigs.

Das Heft beleuchtet die Entwicklung im 19. und 20. Jahrhundert, als viele Braustätten geschlossen wurden. 1820 gab es 30 und 1861 nur noch 17 Betriebe. Durch die Industrialisierung um 1860 entstanden die ersten Großbrauereien wie die Danziger Aktien-Bierbrauerei und die Brauerei Richard Fischer in Neufahrwasser, die einige Jahre später zu den größten Betrieben der Stadt zählten. Die Wirtschaftskrise nach dem Ersten Weltkrieg führte zu zahlreichen Schließungen oder zu Übernahmen von kleineren Brauhäusern wie Gebr. Stobbe, Schloßgrund oder Gebr. Hamm, so dass 1935 nur die beiden erstgenannten Produktionsstätten übrigblieben.

Eigene Kapitel schildern die Geschichte der Hohenzollernbrauerei Dirschau, des Bürgerlichen Brauhauses Pr. Stargard sowie der Braustätten in Marienburg und Marienwerder. Erwähnung finden zudem große Bierherstellungsbetriebe an der unteren Weichsel in Bromberg, Thorn, Kulm und Graudenz sowie kleinere regionale Betriebe in Schlochau, Konitz, Mewe, Rosenberg und Bischofswerder und letztendlich die Schloßbrauerei in Finckenstein.

Ein Teil der neuen Publikation ist der Geschichte der Brauereien an der Weichsel nach 1945 gewidmet. So konnte die Danziger Aktien-Brauerei bereits am 14. Mai 1945 wieder die erste Flasche Bier ausliefern. Die Modernisierung der Einrichtungen sowie die 1962 erfolgte Verleihung des Titels „Beste Brauereibetrieb in Polen“ verhinderten nicht, dass sie 1997 von der Elbrewery Co Ltd. in Elbing übernommen und 2001 geschlossen wurde. So ging es auch vielen anderen kleinen Firmen, die 1945 die Produktion nicht mehr aufnahmen oder einige Jahre später „zugesperrt“ wurden. In Bromberg, Kulm und Graudenz bestehen heute wieder große Herstellungswerke.

Aber auch die neuen Brauereien an der Weichsel finden Erwähnung: die 2008 eröffnete

Mikrobrowary in Danzig, die Browar Kociewski in Pr. Stargard, die 2016 ihren Betrieb aufnahm, oder die Brauerei Gosciszewo im ehemaligen Braunswalde zwischen Marienburg und Stuhm, die 1991 die erste Minibrauerei Polens war. 200 000 Hektoliter jährlich stellt die seit 1994 bestehende Brauerei Amber in Bielkówo in der Gemeinde Kolbudy (Kahlbude) bei Danzig her. Von ihr kommt das Lagerbier „Johannes“, zu dem das Historische Museum der Stadt Danzig die Idee beitrug.

Die im Eigenverlag des Kulturzentrums Ostpreußen in Ellingen zweisprachig (deutsch/polnisch) erschienene Publikation wurde unter der Redaktion des Direktors der Kultureinrichtung, Wolfgang Freyberg, erstellt und bildet eine Ergänzung zum ersten, ebenfalls noch lieferbaren Heft „500 Jahre Reinheitsgebot – Bier und Brauereien in Ostpreußen damals und heute“.

M. Fritsche (KK)

## **Katholischer Bischof in der DDR**

*Heinrich Theissing: Bischof für Mecklenburg. Ausgewählte Predigten und Ansprachen von 1971 bis 1988. Dokumentation. Hrsg. Thomas-Morus-Bildungswerk Schwerin. Schwerin 2017 (Schriftenreihe, Bd. 24), 144 S., 6 Euro*

Der Schlesier Heinrich Theissing (1917–1988) war ein markanter katholischer Bischof in der DDR. Anlässlich der 100. Wiederkehr seines Geburtstages erschien dieses schmucke Büchlein, das mit Theissings bis 1960 reichender Autobiographie beginnt. Von friesischen und westfälischen Vorfahren abstammend, wurde er in Neisse, im „Schlesischen Rom“, geboren, wo der Vater als Rechtsanwalt und Notar wirkte und sich als Zentrumsmann politisch betätigte. Er wuchs mit vier Geschwistern in einer fromm katholischen Familie auf, machte mit in der katholischen Jugendbewegung, studierte in Breslau, München und Wien Theologie und empfing im Kriegsjahr 1940 durch Erzbischof Adolf Kardinal Bertram in Breslau die Priesterweihe.

Der Neupriester wurde „Jungenkaplan“ in Gloagau, blieb auch während der Belagerung der Stadt dort, musste 1945 die Heimat verlassen und arbeitete dann im Görlitzer Restgebiet des

Erzbistums Breslau. – Von Matthias Bender wird in der Broschüre über Theissings Lebenslauf ab 1961 berichtet: 1960 Ernennung zum Domkapitular in Görlitz; 1963 zum Weihbischof in Berlin durch Papst Johannes XXIII.; Teilnehmer am Zweiten Vatikanischen Konzil; 1967 Generalvikar für den Ostteil des Bistums; 1970 Bischöflicher Kommissar für Mecklenburg; 1973–1987 Apostolischer Administrator in Schwerin mit den Rechten und Pflichten eines residierenden Bischofs.

Theissing wirkte gemäß seinem bischöflichen Wahlspruch „Diener deines heiligen Volkes“, baute die zahlenmäßig sehr kleine katholische Kirche in Mecklenburg in schwierigem Umfeld neu auf, ließ viele neue Gotteshäuser errichten und wollte „die Freude des Glaubens leben und verkünden“.

Die eigentliche Dokumentation besteht aus rund 20 Texten von Theissing, vor allem Predigten und Hirtenworten aus der Zeit von 1970 bis 1987, die gute Einblicke auf Ziele und Aktivitäten des Oberhirten ermöglichen. Er schuf neue, zukunftsfähige kirchliche Strukturen in der Diaspora, vermochte mit der DDR irgendwie auszukommen, bezog die Laien stark in die Verantwortung ein und zeigte ökumenische Aufgeschlossenheit, so im Grußwort zum 80. Geburtstag von Niklot Beste, dem Altbischof der Evangelisch-Lutherischen Landeskirche Mecklenburgs. Er war ein Freund von Wallfahrten und Seelsorger durch und durch. Ende 1987 ging er in den Ruhestand, konnte ein Jahr später an der von ihm lange erstrebten Seligsprechung des Bischofs Niels Stensen teilnehmen und starb wenig später in Schwerin.

Das Buch enthält abschließend die kurze Traueransprache von Joachim Kardinal Meisner, Theissings schlesischem Landsmann, beim Requiem. Es ist gut zusammengestellt, klar gedruckt und sehr zu empfehlen, gerade auch wegen der zahlreichen Abbildungen.

*Hans-Ludwig Abmeier (KK)*

## **Gemeinsames Denken und Singen**

### *Herbsttagung der Ostpreußen NRW*

Das zwischen der „alten“ und Neuen Mitte Oberhausens gelegene Haus Union (Schen-

kendorfstraße 13) wird am 27. Oktober ab 10 Uhr Gastgeber einer herausragenden Kulturveranstaltung der Landsmannschaft Ostpreußen, Landesgruppe NRW e. V., sein. Für das abwechslungsreiche Kulturprogramm der Herbsttagung mit Vorträgen, Diskussionen und Musikdarbietungen wurden der renommierte Referent Professor Dr. Wladimir Gilmanov aus Königsberg sowie die bekannte Mezzosopranistin Isabelle Kusari aus Meerbusch nebst dem Pianisten Jun Zhao verpflichtet.

„Unsterbliches Königsberg – Die Besonderheit der Stadt am Pregel für die europäische Geistesgeschichte“ und „Deutschland und Russland: eine Schicksalsgemeinschaft und die Zukunft“ sind die Titel der beiden Vorträge, die der Philosoph und Literaturwissenschaftler Professor Gilmanov halten wird. Den musikalischen Teil des Programms wird die gebürtige Französin Isabelle Kusari bestreiten und auch das gemeinsame Singen leiten. Getreu dem Motto „Lieder sagen mehr als Worte“ umfasst das Repertoire der Künstlerin eine Mischung aus französischer und deutscher Klassik, Chansons, Operetten und Operarien, aber auch Volkslieder, historische Lieder und Heimatlieder. Die Tagungsteilnehmer dürfen sich auf unvergessliche musikalische Momente aus allen Epochen freuen.

Und außerdem: Genügend Zeit für ein gemeinsames Mittagessen, für eine Kaffeetafel mit Kuchen sowie nicht zuletzt zum gemütlichen Plachandern wird es in Oberhausen natürlich auch geben.

*(KK)*

## **Immaterielles Weltkulturerbe, materialisiert**

### *Konzert mit und Ausstellung von Franz Metz*

Im Dezember 2017 erklärte die UNESCO den Orgelbau und die Orgelmusik zum immateriellen Weltkulturerbe. Eine an Orgeln reiche Kulturlandschaft ist das historische Banat in Rumänien, wo sich 350 Orgeln in katholischen, evangelischen, reformierten Kirchen und in Synagogen befinden. Der Organist und Musikhistoriker Franz Metz und der Trompeter Franz Tröster (Egerländer Musikanten) spielen

am Samstag, dem 29. September, um 19 Uhr in der Martin-Luther-Kirche Ulm Orgelwerke von Banater Komponisten sowie Stücke von Händel, Bach und Bellini.

Das Kirchenkonzert ist zugleich die Vernissage der Ausstellung „Banater Orgeln und Orgelbauer. Bilder einer europäischen Orgellandschaft“, die von Franz Metz konzipiert wurde. Die Ausstellung zeigt die Geschichte und die Bedeutung von Orgeln und Kirchenmusik in einer europäischen Region, in der bis heute Menschen vieler Konfessionen zusammenleben.

Vom 2. Oktober an ist die Ausstellung bis zum 6. Januar im Donauschwäbischen Zentralmuseum Ulm zu sehen.

(KK)

### **Deutsch links, polnisch rechts, das Weltkind in der Mitten**

*Jüdisches Leben an der Oder*

Das Deutsche Kulturforum östliches Europa und die Berliner Senatskanzlei haben im Berliner Roten Rathaus die deutsch-polnische Ausstellung „Im Fluss der Zeit – Jüdisches Leben an der Oder“/„Z biegiem rzeki – Dzieje Żydów nad Odrą“ eröffnet, die bis zum 5. November zu sehen sein wird.

Die Landschaft an der Oder mit ihren wechselnden herrschaftlichen und nationalen Zugehörigkeiten war über Jahrhunderte ein Begegnungsraum. Hier kreuzten sich auch die deutsch-jüdische und die polnisch-jüdische Kultur. In der Neuzeit bedrohte der Nationalismus, gepaart mit dem Antisemitismus, diese kulturelle Vielfalt an Oder, Obra und Warthe. Der Nationalsozialismus zerstörte sie. Nach dem Zweiten Weltkrieg wurden weite Abschnitte der Oder zur deutsch-polnischen Grenze und die deutsche Bevölkerung aus den Regionen östlich des Flusses vertrieben. Polen fanden hier eine neue Heimat und für kurze Zeit schien es, dass in Niederschlesien und Pommern jüdisches Leben heimisch werden könnte. Mehrere Zehntausend polnisch-jüdische Holocaustüber-



lebende siedelten sich hier an, doch die meisten wanderten bis Ende der 1960er Jahre wieder aus. Die jahrhundertelange Anwesenheit von Juden an der Oder fiel dem Vergessen anheim, ihre Spuren wurden oft zerstört.

Die Ausstellung widmet sich Momenten der jüdischen Geschichte beiderseits der Oder. Sie will zum Nachdenken und zum Gespräch zwischen den ehemaligen und heutigen Bewohnern der Region anregen. Sie ist zugleich eine Einladung zur Neuentdeckung des deutsch-polnisch-jüdischen Kulturerbes dieser Landschaft.

Das Projekt wurde realisiert in Kooperation mit dem Moses Mendelssohn Zentrum für europäisch-jüdische Studien e. V., der Stiftung Denkmal für die ermordeten Juden Europas, der Universität Breslau, dem Zentrum für Historische Forschung Berlin der Polnischen Akademie der Wissenschaften, dem Verein „Terra Incognita“, dem Museum des Meseritzer Landes und der Bente-Kahan-Stiftung.

(KK)

## Schutzengel mit Kelle, Beil und Pinsel

Die Deutsch-Polnische Stiftung Kulturpflege und Denkmalschutz feiert ihr zehnjähriges Bestehen mit Ergebnissen

Die Deutsch-Polnische Stiftung feierte vom 10. bis zum 12. November 2017 ihr zehnjähriges Jubiläum in Berlin, Lomnitz und Bad Warmbrunn und hat dazu als Festschrift einen umfangreichen Band zur Erhaltung des baukulturellen Erbes mit deutscher Vergangenheit in Polen im Allgemeinen und zu ihren bis dahin fast vierzig geförderten Denkmalprojekten im Speziellen herausgegeben: „Kulturerbe verpflichtet. Zehn Jahre Deutsch-Polnische Stiftung Kulturpflege und Denkmalschutz (2007–2017). Bilanz und Zukunft“, erschienen im Lukas Verlag Berlin.

Wir erinnern uns, Gründungsväter der gemeinnützigen privaten rechtsfähigen Deutsch-Polnischen Stiftung Kulturpflege und Denkmalschutz (DPS) waren die in die Geschichte der Denkmalpflege sicherlich als Denkmalschutzpäpste eingehenden Professoren Gottfried Kiesow (1931–2011), seinerzeit Vorstandsvorsitzender der Deutschen Stiftung Denkmalschutz, und dessen kongenialer international hoch angesehener Warschauer Kollege Andrzej Tomaszewski (1934–2010), vormaliger polnischer Generalkonservator. Nicht von ungefähr sitzt die DPS im denkmalreichen Görlitz, um zur Erhaltung des baukulturellen Erbes mit deutscher Geschichte in Polen beizutragen und mit diesem Engagement an der Brücke der deutsch-polnischen Verständigung mitzubauen.

Dabei orientiert sich die DPS an ihrem großen Vorbild Deutsche Stiftung Denkmalschutz (DSD), die über die letzten Jahr-

zehnte so überaus erfolgreich wirkt. Das heißt, auch die DPS verfolgt den Anspruch, Instandsetzungsprojekte zu fördern, die als denkmalpflegerisch vorbildlich gelten können. Die Stiftung, die ihre Geschäftsstelle in Berlin unterhält, legt besonderen Wert auf eine fachgerechte Ausführung ihrer Fördermaßnahmen. Dadurch sind Spender und andere Förderer, die sich für das polnisch-deutsche Kulturerbe engagieren, auf das denkmalpflegerische Knowhow der DPS aufmerksam geworden und vertrauen der Stiftung Zuwendungen an, zumeist zweckgebunden zur Sicherung und Instandsetzung bestimmter Objekte.

Wie oft fließen in bester Absicht und gutem Glauben Zuwendungen für Maßnahmen zur Bewahrung erhaltenswerter historischer Bausubstanz, die in Ermanglung ausreichender Sach- und Fachkenntnis handwerklich zu kurz greifen und infolgedessen bald darauf in verbesserter Form zu wiederholen sind. Dies geht mit Verteuerungen einher und passiert in Deutschland ebenso wie mit privaten deutschen Spenden in Polen. Die DPS hat sich mit ihrer fachlichen Herangehensweise an Denkmalinstandsetzungsprojekte und deren Umsetzung im Laufe ihrer zehnjährigen Existenz bereits einen Namen machen können. Ihr fällt zweifelsohne eine besondere Rolle in der polnischen Denkmallandschaft zu.

Stets hängt der Erfolg ihrer Projekte nicht zuletzt damit zusammen, wie gut das von der DPS geknüpfte Kommunikationsnetz funktioniert. Die Woiwodschafts-Denk-



Lötzen (Gizycko),  
evangelische  
Stadtpfarrkirche,  
Mai 2018  
Bild: DPS



malämter sind die natürlichen Verbündeten der Stiftung. Beispielsweise ist deren denkmalrechtliche Genehmigung für die vom Denkmaleigentümer zur Förderung beantragte Maßnahme, der die Erstellung eines Maßnahmenprogramms auf Basis bestimmter Voruntersuchungen vorausgeht, eine wesentliche Voraussetzung, um in den Genuss einer DPS-Förderung zu kommen, die sich aus privaten Spenden, Mitteln der Beauftragten der Bundesregierung für Kultur und Medien (BKM) und Zuwendungen anderer Stiftungen speist. Die zuständigen Vertreter der Denkmalämter, mit deren Leitern die DPS auf Dauer in Verbindung zu bleiben versucht, werden u. a. für die Abnahme der geförderten Arbeiten benötigt.

Ganz wichtig für den Erfolg ist reger Kontakt mit einem verlässlichen Ansprechpartner vor Ort, der die Erfordernisse bei der Antragstellung und Projektabwicklung vermittelt und delegiert. In dieser Hinsicht Gold wert ist Krystine Niezurawska in Lötzen (Gizycko). Mit ihrer tatkräftigen Unterstützung weit über Übersetzungshilfen hinaus hat die DPS dort als Maßnahmenträger von BKM-Mitteln und privaten Spenden aus Bremen im Winter 2017/18 im Wesentlichen die Erneuerung des völlig ver-

morschten Holzdielen-Fußbodens im Schiff der evangelischen Stadtkirche finanziert. Der Sakralbau ist 1826/27 anstelle eines Vorgängerbaues im damals modernen klassizistischen Stil nach Musterentwurf des Architekten Karl Friedrich Schinkel in Berlin errichtet und 1881 baulich verändert worden, wobei größere Fenster eingebaut wurden. Der Holz-Fußboden im Schiff links und rechts des mit dunkelgrauen Natursteinplatten belegten Mittelgangs war in einem sehr schlechten Zustand. Einige Schadstellen waren, um zu verhindern, dass Personen durch den Boden brechen, mit Beton oder alten Bohlen verfüllt worden. 40 Sitzplätze waren wegen Verletzungsgefahr gesperrt. Weihnachten 2017 hat die evangelische Kirchengemeinde dann bereits in der nördlichen Hälfte des Kirchenschiffs auf den hier neu verlegten Dielen feiern können.

Unter dem alten Holzfußboden der südlichen Hälfte des Kirchenschiffs wurden nach Ausbau des alten Bodenbelags Knochen gefunden, weshalb die Kirchengemeinde einen Archäologen hinzuzuziehen hatte. Von ihm wurde alles dokumentiert und unter den neuen Dielen eine Glaskapsel mit einer Urkunde der Kirchengemeinde, der Dokumentation der Fußbodenerneue-

rungsarbeiten, aktuellen Geldmünzen und der „Gazeta Gizycka“ vom Tag abgelegt. Vorher waren die gefundenen sterblichen menschlichen Überreste feierlich in zwei Holzsärgen in situ bestattet worden. Fachlich betreut wurde die Erneuerung des Holzfußbodens von dem Denkmalarchitekten Marcin Górski vom Architekturbüro festgrupa in Warschau. Angestoßen hatte das Projekt bei der DPS eine ehemalige Lötzenerin, die heute in Bremen lebt.

Seit 1962 umfasst die Evangelisch-Augsburgische Gemeinde in der Stadt Gizycko ein Einzugsgebiet, das Wegorzewo (Angerburg), Wydminy und Pozezdrze umfasst und in dem regelmäßig Gottesdienst in protestantischen Kapellen stattfindet. Auch in der Kirche in Lötzen werden jeden Sonntag um 11 Uhr Gottesdienste abgehalten, und in den Monaten von Mai bis September um 9.30 Uhr Andachten in deutscher Sprache gefeiert. In den Sommermonaten ist die evangelische Kirche in Lötzen Schauplatz eines Internationalen Orgel- und Kammermusik-Festivals.

Als weiteres Projekt, das die DPS 2017/18 in der Woiwodschaft Ermland-Masuren fördert, kommt die Sicherung des ehemaligen Mausoleums der Familie von Lehndorff in Groß Steinort (Sztynort Duży) hinzu, das Friedrich August Stüler, der Erbauer des Neuen Museums in Berlin, 1855/56 erschuf. Die neugotische Erbbegräbniskapelle ist Bestandteil der ehemaligen Gutsanlage von Lehndorff, mit Herrenhaus, Wirtschaftshof und Schlosspark. In Gefahr, völlig in Vergessenheit zu geraten, war das auf einer kleinen Anhöhe unweit vom Ufer des mit dem größeren Dargeimer See (Jezioro Dargin) verbundenen Labab-Sees (Jezioro Łabap) und von einem kleinen Friedhof umgebene Lehndorff-Mausoleum mit der Architektur einer Kapelle. Der doppelgeschossige rote Backsteinbau besteht aus einem achteckigen Untergeschoss mit nach innen eingezogenen Strebepfeilern und Zeltgewölbe sowie einem Kapellen-

raum mit filigran gestaltetem Sternrippengewölbe.

Planung und Durchführung der Sicherungsarbeiten, die mit der Abtragung des einsturzgefährdeten Dachstuhls begannen und von der DPS mit Mitteln der Beauftragten für Kultur und Medien mitfinanziert werden, liegen in den Händen von Professor Wolfram Jäger, Dresden. Am 14. Juli 2018 konnte am Mausoleum, das im Eigentum der polnischen Schwesterstiftung der DPS, Polsko-Niemiecka Fundacja Ochrony Zabytków Kultury (PNF) ist, Richtfest zu dem von sächsischen Zimmermännern wiederaufgebrachten Dachstuhl gefeiert werden, welches sehr gut besucht war. DPS und PNF mühen sich weiterhin auch um Fördermittel zur Revitalisierung des geschichtsträchtigen Herrenhauses; von 2009 bis heute hat es jedoch nur dazu gereicht, das Baudenkmal notzusichern und damit vor dem Einsturz zu bewahren, da bislang kein Nutzungskonzept entwickelt werden konnte, das durch wirtschaftliche Tragfähigkeit in Kombination mit Denkmalverträglichkeit überzeugt. Damit Steinort nicht in Vergessenheit gerät, fand diesen Sommer und damit zum zweiten Mal hintereinander die vielbeachtete und damit den verantwortlichen Akteuren neuen Mut machende „Steinorter Kulturwoche“, erschaffen von der Sozialanthropologin Hannah C. Wadle und tatkräftig unterstützt von der Lehndorff-Gesellschaft Steinort e. V., statt.

Wieder im DPS-Förderprogramm ist die Katholische Pfarrkirche St. Peter und Paul in Marienfelde (Marianka) bei Preußisch Holland (Paściek) in der Woiwodschaft Ermland-Masuren mit ihren wertvollen spätmittelalterlichen Wandmalereien. Nach Beteiligung an der Finanzierung der Schifdachinstandsetzung schon 2008 und anschließend mit Unterbrechungen an weiteren Restaurierungsabschnitten innen, fördert die DPS 2018 mit Privatspenden aus Bayern die finale restauratorische Bearbeitung der 2011 freigelegten und kon-

servierten Fresken (Aposteldarstellungen, Stifterwappen und Rebenranken sowie in der Laibung des Ostfensters Maria mit Kind) an der Innenseite der Südwand der Pfarrkirche. Als Fördermaßnahme 2018 noch dazukommen wird mit Mitteln der Beauftragten für Kultur und Medien die restauratorische Reintegration und partielle Rekonstruktion der Komposition der Dekorationsmalerei der östlichen Sektionen der Nordinnenwand und die Restaurierung der Holzkanzel und holzgeschnitzten Taufkammereinfassung. Die Ausführung der Maßnahmen 2018 obliegt wieder der Thorner Restauratorin Joanna M. Arszynska.

Was nun das jüngste Förderengagement der DPS im Nordwesten Polens betrifft, sind die hinterpommerschen Projekte 2017/18 die Restaurierung der Chorfenster der Dorfkirche Klein Küssow und die Fassadeninstandsetzung des sogenannten Hemptenmacherhauses in Rügenwalde (Darłowo), beide in der Woiwodschaft Westpommern, von besonderem Interesse.

In Klein Küssow, etwa 10 Kilometer von Stargard entfernt, haben sich in der Dorfkirche, einem Backsteinbau auf Feldsteinsockel aus dem 15. Jahrhundert, der im 18. Jahrhundert umgebaut wurde, in drei Chor-

fenstern spätmittelalterliche rote und blaue Wappenscheiben der Familie von Küssow erhalten. Diese Glasmalereifragmente, die von den Resten einer Blankverglasung mit Goetheglas aus dem 18. und vermutlich frühen 19. Jahrhundert umgeben sind, besitzen in Polen besonderen Wert, da sich dort nur noch wenige Verglasungen aus dem Mittelalter erhalten haben.

Die Restaurierung und partielle Schutzverglasung der kostbaren Farbverglasung, ausgeführt von der Breslauer Glasrestaurierungswerkstatt Creo Beata Oleszczuk, sind Bestandteil des Projekts Sanierung umweltgeschädigter sakraler Glasmalereienfenster 2017–2019, mit der Beauftragten der Bundesregierung für Kultur und Medien als Zuwendungsgeber und der Beteiligung der Deutschen Bundestiftung Umwelt und der Bundesanstalt für Materialprüfung und -forschung.

Das Hemptenmacherhaus am Marktplatz in Rügenwalde (Darłowo) gehörte dereinst der größten Reederei Hinterpommerns. Dank großzügiger Spenden einer familiär mit dem Objekt verbundenen Dame aus dem Taunus an die DPS werden, nachdem 2014/15 bereits mit ihrer Hilfe die Dächer saniert wurden, 2017/18 die aufwendig



*Klein Küssow  
(Koszewski),  
Dorfkirche, zur  
Restaurierung  
ausgebautes  
Chorfensterfrag-  
ment mit rot und  
blau eingefärbten  
Wappenscheiben  
der Familie von  
Küssow aus dem  
15. Jahrhundert*

Bild: Creo Beata  
Oleszczuk

*Rügenwalde  
(Darłowo), das  
sogenannte  
Hemptenmacher-  
haus, das von  
den Einwohnern  
Haus der Kogge  
genannt wird. Vor-  
derhaus nach der  
Fassaden-  
instandsetzung,  
Mai 2018  
Bild: DPS*



gestalteten Putzfassaden des stattlichen Bürgerhauses restauriert, das heute einer Eigentümergeinschaft gehört. Für die Vorderfassade mit antikisierenden Schmuckmotiven war unbrauchbare Latex-Farbe verwendet worden, die sich abschälte und mit der auch die Stuckzier unvorteilhaft überfasst gewesen ist. Das Vorderhaus präsentiert seit Ende Mai 2018 wieder sein elegantes historisches Erscheinungsbild. Auch nachträglich angebrachte zu große Öffnungen samt deplatzierte Kunststofffenster darin sind rückgebaut und durch Kastenfenster mit historischer Sprossenteilung ersetzt. Im Erdgeschoss des Hauptbaues lädt seit diesem Jahr das Café Łodz stilvoll zu süßen Köstlichkeiten ein. Verantwortlich für die Fassadensanierung zeichnen das Architekturbüro festgrupa in Warschau und die Breslauer Baufirma Wrobud, die auch in Berlin erfolgreich eine Niederlassung betreibt.

Ganz neues Förderprojekt der DPS ist soeben die Dorfkirche Kriefkohl (Krzywe Koto) bei Danzig geworden. Der in der heutigen Woiwodschaft Pommern gelegene Bau aus dem 14. Jahrhundert war von der Re-

formation bis 1945 evangelisch-lutherisch und besitzt eine wertvolle polychrome Ausstattung des 17. Jahrhunderts mit Kastengestühl, dessen später überfasste Bemalung seit einigen Jahren freigelegt, konserviert und restauriert wird und an dem sich deutsche Hausmarken und Namen finden. Fördermaßnahme 2018 mit der Beauftragten für Kultur und Medien als Zuwendungsgeber und der DPS als Maßnahmenträger der Bundesmittel ist die Konservierung und Restaurierung der Porträts des Frauengestühls an der Südinnenwand (im östlichen Teil).

Wo immer möglich, bevorzugt die DPS eine anteilige Förderung, wobei ihr die Mosaikfinanzierung am liebsten ist, damit sie sich nicht allein verausgaben muss, sondern die Finanzierung der Baukosten auf die Schultern mehrerer Zuwendungsgeber verteilt wird und dadurch noch andere Projekte mitfinanziert werden können. Demnächst wird der Arbeitsbericht der DPS als Teil 2 mit ihren jüngsten Projekten in Schlesien in der KK fortgesetzt.

*Peter Schabe (KK)*

# Drei Generationen aus zwei Nationen

Rohrer Sommer der Ackermann-Gemeinde



*Da strahlt die Abteikirche Rohr auch akustisch, mit Orchester- und Chormusik*

Bild: der Autor

Wo gibt es heute noch ein harmonisches Miteinander, ein gemeinsames, mit Freude verbundenes kulturelles Arbeiten dreier Generationen aus zwei Nationen? Der Rohrer Sommer der Ackermann-Gemeinde schafft dies seit vielen Jahren. Vom 29. Juli bis zum 5. August fand – zum 27. Mal – diese traditionsreiche und beliebte Veranstaltung statt. Dabei wird auch noch historisch-politische Bildung vermittelt, denn als Hauptthema standen die Gedenkjahre 1918, 1938 und 1968 im Fokus. Einer der Höhepunkte war am vorletzten Abend der Woche das Konzert in der Abteikirche Rohr mit Orchester- und Chormusik, einstudiert und aufgeführt von einem guten Teil der insgesamt 111 Tagungsteilnehmer.

Bleiben wir kurz bei den Zahlen: 51 Kinder bis 17 Jahre (auch Kleinkinder) und 60 Erwachsene (bis hin zu Senioren) waren dabei – auch hier eine gute Verteilung. Ein Drittel waren Teilnehmer aus Tschechien, vor allem junge Familien, zwei Drittel kamen aus Deutschland. Alle Programmpunkte liefen zweisprachig, damit auch wirklich jede und jeder alles mitbekam.

Dienlich war diesem natürlich ein Sprach-

kurs ad hoc, bei dem die wichtigsten Worte zur Kommunikation in deutscher und tschechischer Sprache vermittelt wurden. Aber es gab auch Inhalte, bei denen die Sprache gar nicht so wichtig war: Volkstanz und Volksmusik mit bayerischen, böhmischen und tschechischen Stücken, zum Teil auch darüber hinaus. Wer ein Musikinstrument dabei hatte, konnte sich aktiv einbringen. In den literarischen Arbeitskreisen, nach Jugendlichen und Erwachsenen getrennt, ging es um den Schriftsteller Adalbert Stifter anlässlich des 150. Todestages. Altersspezifisch beschäftigten sich die Gruppen mit Texten und dem Leben Stifters.

Auch die Kinder waren überaus aktiv. Im Arbeitskreis „Holzwürmer“ bastelten sie allerhand Holzgegenstände – vom Auto und Motorrad über Hubschrauber bis zum Flugzeug oder ein Schwert. Nützlich auch für später waren die Bonbon-Spender. In die böhmische Märchenwelt ging es mit dem Kindermärchen „Lommelchen“, das in Form eines Schattentheaters, begleitet von einer Erzählerin und einer Flötenspielerin, dann auch beim Abschlussabend zur Auf-führung gelangte. Bühnenbild und Figuren stellten die Kinder selbst her. Darüber hinaus wurden in Arbeitskreisen Kerzen gestaltet oder T-Shirts mit allerlei Motiven bedruckt. Auch ein religiöser Arbeitskreis, geleitet von Abt Gregor Zippel OSB, gehörte zum Angebot – neben den Staios, Vespren und zwei Gottesdiensten.

Zum „Schicksalsjahr 1918“ referierte Dr. Raimund Paleczek, die Jahre 1938 und 1968 erläuterte Tagungsleiterin Angela Hagen, die zusammen mit Wolfgang Tobisch den Rohrer Sommer federführend organisiert hatte und lenkte – nach mehreren Jahren zum letzten Mal. Wesentlich geprägt hat den Rohrer Sommer natürlich über viele Jahre der 2014 verstorbene Adolf

Ullmann, dessen Familienangehörige das Ereignis bis heute aktiv mitgestalten.

Doch was wäre der Rohrer Sommer ohne die Orchester- und Chormusik. Hier werden stets auch Werke von Komponisten aus Böhmen und Mähren einstudiert und aufgeführt, so vom gesamten Orchester (Leitung: Simon Ullmann) die Sinfonie Nr. 39 g-Moll RWV A 42 des in Leitmeritz geborenen Antonio Rosetti (1750–1792). Ein Blockflötenensemble (Leitung: Johanna

Böhm/Christa Ullmann) bot das „Notturmo in F-Dur“ von Karl Ditters von Dittersdorf (1739–1799), der an vielen Orten wirkte und in Südböhmen starb. Höhepunkt war die vom Chor und Orchester (Gesamtleitung: Stephanie Kocher) gebotene „Missa Brevis in F-Dur“ des böhmischen Komponisten Zdenek Fibich (1850–1900). Werke von Georg Philipp Telemann und Francesco Zagatti rundeten das Programm ab.

Markus Bauer (KK)

## Wie weit ist es bis nach Ostpreußen?

Im erneuerten Lüneburger Museum liegt es nahe

*Endlich ist es so weit. Am 26. August wurde nach einer mehrjährigen Umbauphase die Wiedereröffnung des Ostpreußischen Landesmuseums mit Deutschbaltischer Abteilung gefeiert. Im nächsten Heft wird eingehender berichtet, einstweilen zitieren wir aus der Verlautbarung der Einrichtung.*

Über 30 Jahre nach der Eröffnung 1987 zeigt das institutionell vom Bund und dem Land Niedersachsen geförderte Landesmuseum seltene, wertvolle und ungewöhnliche Exponate in einer vollkommen neu gestalteten Dauerausstellung. Auf über 2000 Quadratmetern werden in 17 Kapiteln Themen rund um die Geschichte und Kultur Ostpreußens und der Deutschbalten präsentiert. Damit kommt eine über viele Jahre vorbereitete Erweiterung erfolgreich zum Abschluss.

Neben Themen der Geschichte kommen auch Kultur und Landschaft nicht zu kurz: so etwa die Trakehner Pferde als lebendiges Kulturgut aus Ostpreußen, die Hanse als eigenständiger Kulturraum und die großzügig gestaltete Abteilung Kunst, die auch Platz für moderne Werke des 20. Jahrhunderts einräumt. Aktuelle Inhalte finden ebenfalls Eingang in die Ausstellung, so etwa in der Abteilung Flucht, Vertreibung und Integration. Die neue Präsentation berücksichtigt den Generationswandel. Sie

gibt den Exponaten mehr Raum und lässt ihre Geschichte auch für diejenigen deutlich werden, die sich bislang wenig oder gar nicht mit Ostpreußen oder Deutschbalten auseinandergesetzt haben.

Die Gesamtmaßnahme umfasst den Erwerb eines denkmalgeschützten, 500 Jahre alten Bürgerhauses als Museumszugang mit Café, Verwaltung und Bibliothek. Im Innenhof wurde durch das Architekturbüro Gregor Sunder-Plassmann, Kappeln, ein Neubau als Foyer und Sonderausstellungsgebäude errichtet. Die vom Büro Homann Güner Blum – Visuelle Kommunikation, Hannover, gestaltete Dauerausstellung umfasst als erstmals präsentierte Kapitel neben der neuen Deutschbaltischen Abteilung auch einen großzügigen Bereich für die Zeit nach 1945. Hierbei werden auch die Veränderungen in der heutigen Hansestadt Lüneburg selbst vorgestellt, die der Zuzug Zigtausender Flüchtlinge und Vertriebener ab 1945 bedingte. Das Ostpreußische Landesmuseum kooperiert

eng mit Kultureinrichtungen in den Ländern des östliche Europa.

Die Modernisierung und Erweiterung des Ostpreußischen Landesmuseums mit Deutschbaltischer Abteilung wurde unterstützt von der Beauftragten der Bundesregierung für Kultur und Medien, dem Niedersächsischen Ministerium für Wissenschaft und Kultur, der Stiftung Niedersachsen, der Klosterkammer Hannover, dem Europäischen Fonds für Regionale Entwicklung, dem Bundesministerium für Umwelt, Naturschutz, Bau und Reaktorsicherheit, dem Niedersächsischen

Ministerium für Ernährung, Landwirtschaft und Verbraucherschutz, der VGH-Stiftung, der Sparkassenstiftung Lüneburg, der Ostpreußischen Kulturstiftung, dem Ostpreußischen Jagd- und Landesmuseum e. V., den Freunden des Ostpreußischen Landes- und Jagdmuseums e. V., dem Fördererkreis Ostpreußisches Jagdmuseum – Hans-Ludwig Loeffke Gedächtnisvereinigung e. V. sowie der Deutschbaltischen Kulturstiftung. Zu danken ist zudem für die Überlassung bedeutenden Kulturguts der Deutschbaltischen Kulturstiftung.

(KK)

## KK-NOTIZBUCH

Ohne allen Arg, wenngleich arg nachlässig hat die „Kulturpolitische Korrespondenz“, anders als im obigen Beitrag, in Heft 1395 in dem Artikel über die diesjährige **Tagung des IKKDO e. V.**, „Neuordnung der Staaten – Neuordnung der Seelsorge“ von Markus Bauer versäumt zu bekunden, dass diese substanziell von der **Beauftragten der Bundesregierung für Kultur und Medien gefördert** worden ist. Die Redaktion bittet Gebende und Lesende, die hier nachlesen, um Nachsicht.

Im **Nationalen Kunstmuseum Moldaus in Kischinau** (Chisinau) werden 40 Werke des schlesischen Fotografen und Malers **Sigmar Polke** präsentiert. Der 1941 in Oels, Niederschlesien, geborene und 2010 in Köln gestorbene Künstler ist bekannt für seine dem post-modernen Realismus zuordnende, stark ironisch geprägte Malerei. Die Ausstellung wurde vom Goethe-Institut in Buka-

rest und dem deutschen Kulturzentrum „Akzente“ in Kischinau organisiert.

In den Gebieten, die bis zur Flucht und Vertreibung am Ende des Zweiten Weltkriegs von Deutschen besiedelt waren, befinden sich zahlreiche Orte, in denen heute keine Menschen mehr leben. Sie liegen vor allem im heutigen Polen, Russland und Tschechien. Die Ausstellung „Verschwunden. **Orte, die es nicht mehr gibt**“ der Stiftung Zentrum gegen Vertreibungen zeigt das **Kulturzentrum Ostpreußen** bis zum 25. November.

Noch bis zum 31. Oktober veranstaltet das **Gerhart-Hauptmann-Haus** Düsselndorf mit der Landsmannschaft der Deutschen aus Russland die **Russland-deutschen Kulturtage** 2018 mit einem reichhaltigen Programm, darunter der Ausstellung „Mein Name ist Eugen“ und einem Erntedankfest.

(KK)

**Dieses Heft** wurde gedruckt mit Unterstützung der Beauftragten der Bundesregierung für Kultur und Medien.



Herausgeber:  
Stiftung Deutsche Kultur im östlichen Europa – OKR  
Cäsariusstraße 91  
53639 Königswinter  
Telefon (02223) 9066011/-2  
E-Mail: georgaescht@arcor.de  
Internet: www.kulturportal-west-ost.eu

Redaktion: Georg Aesch (verantwortlich)

Textnachdruck in Zeitungen und Zeitschriften  
honorarfrei bei Quellenangabe (KK).  
Zwei Belegexemplare erbeten.  
Artikelübernahme in Bücher und Broschüren bedarf  
der jeweiligen Vereinbarung mit dem Autor.  
Bildabgabe leihweise auf Anforderung.  
Für unverlangte Einsendungen wird nicht gehaftet.

Verlag: Westkreuz-Verlag GmbH Berlin/Bonn

Herstellung:  
Westkreuz-Druckerei Ahrens KG Berlin/Bonn  
Töpchiner Weg 198/200, 12309 Berlin  
Telefon (030) 7452047, Fax (030) 7453066  
E-Mail: prepress@westkreuz.de  
Internet: www.westkreuz.de

## Bestellschein

Ich möchte Ihre monatlich erscheinende  
KULTURPOLITISCHE KORRESPONDENZ  
regelmäßig zugeschickt erhalten. Die Jahresgebühr  
von 35 Euro begleiche ich nach Erhalt der Rechnung.  
Das Abonnement ist zum Jahresende kündbar.

Meine Versandanschrift lautet:

\_\_\_\_\_  
Name

\_\_\_\_\_  
Straße/Nr.

\_\_\_\_\_  
Plz/Ort

\_\_\_\_\_  
Datum/Unterschrift

## Ihr Interesse kann Interesse wecken!

Wenn Ihnen die Thematik der  
KULTURPOLITISCHEN  
KORRESPONDENZ  
am Herzen liegt, so geben Sie sie  
bitte auch an Bekannte und Freunde  
weiter. Die Stiftung Deutsche Kultur  
im östlichen Europa – OKR ist dank-  
bar für jede Hilfe bei der Erfüllung  
ihrer selbstgestellten Aufgabe,  
ostdeutsches kulturelles Erbe be-  
wusst und europäischen kulturellen  
Austausch lebendig zu erhalten.

Aufgrund der angespannten  
Finanzlage bitten wir um Spenden:  
Konto 175 321 02, BLZ 370 501 98,  
Sparkasse KölnBonn  
IBAN DE86 3705 0198 0017 5321 02  
BIC COLSDE 33

Bestellschein senden an:

**Stiftung Deutsche Kultur  
im östlichen Europa – OKR  
Cäsariusstraße 91  
53639 Königswinter**